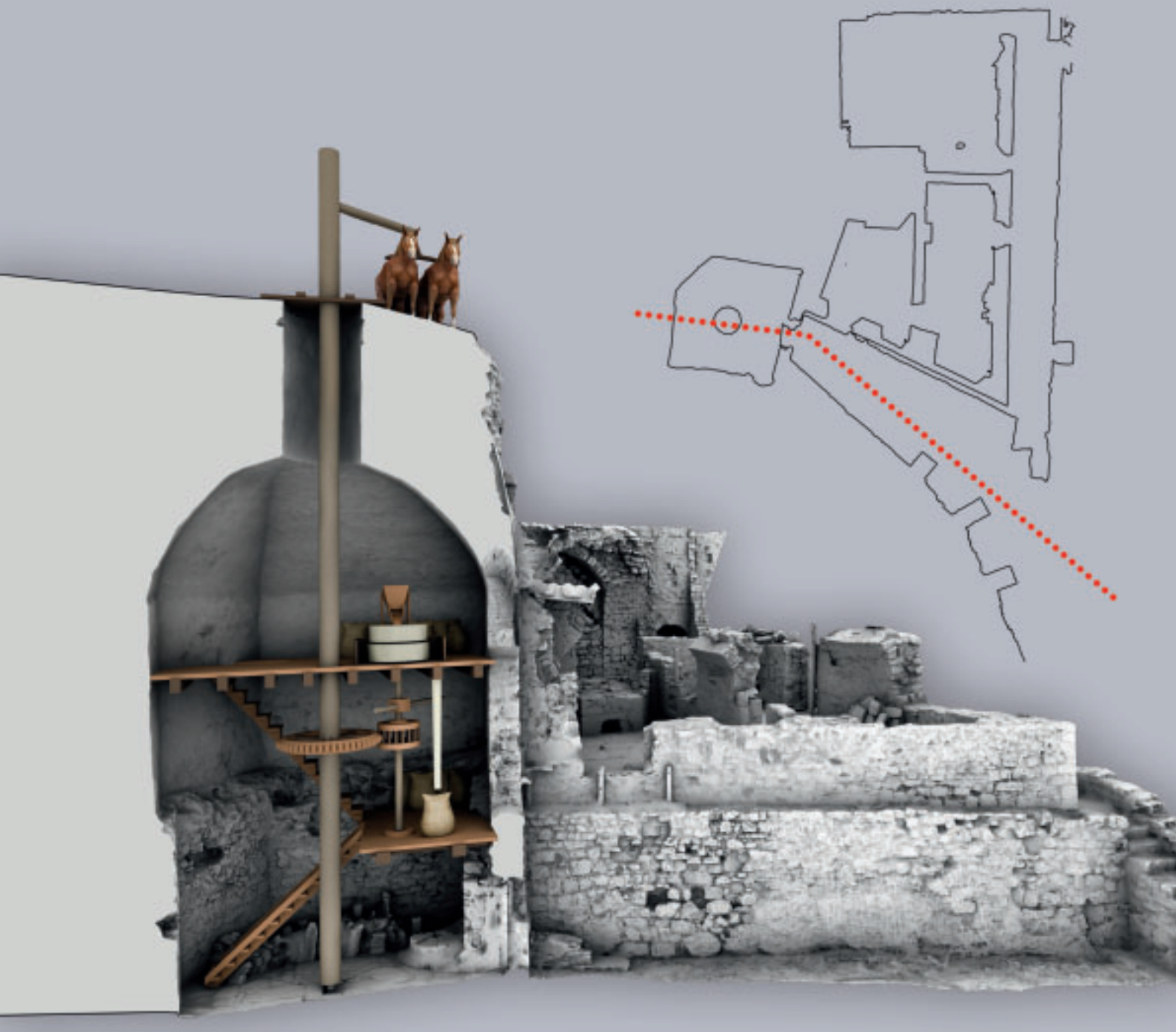




3 | 2015
44. Jahrgang

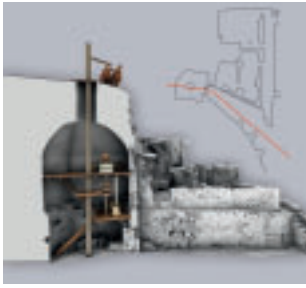
Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Rekonstruktion der Rossmühle in Emmendingen im geschnittenen 3-D-Modell.
(Foto: RPS-LAD, Markus Steffen)

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

3/2015 44. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N. gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann
Redaktionsausschuss:
Dr. Dieter Büchner, Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch, Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn, Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung: Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 26 700



Das für diese Zeitschrift verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 125 Editorial
- 126 Vom Schreibtisch in die Burg fliegen!
Terrestrische Laservermessung auf der Hochburg bei Emmendingen
Bertram Jenisch/Stephan M. Heidenreich/
Markus Steffen
- 132 Oskar Schlemmers letztes Wandbild
Es war einmal ein Denkmal ...
Dörthe Jakobs
- 139 Die Klosterkirche der Seligen Luitgard in Wittichen
Ein mittelalterlicher Bau im barocken Gewand
Stefan King
- 144 Wandmalereien in der Altstadt-kirche St. Martin in Pforzheim
Die Restaurierung einer Restaurierung
Julia Feldtkeller
- 150 Das ehemalige Reichskloster St. Margarethen in Waldkirch
Neue Erkenntnisse durch Geophysik
Andreas Haasis-Berner
- 154 Nationalpark – Natur – Weißtanne – Fichte
Sechs Jahrtausende Wald und Mensch im Nordschwarzwald
Manfred Rösch
- 160 Kontinuität und Wandel
Das „Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ als E-Journal und die Chancen elektronischen Publizierens
Maria Effinger/Irene Plein
- 166 Erlebniskoffer
„Die Burg im Mittelalter“
Unterrichtsmaterial für die Grundschule
Bertram Jenisch
- 167 „Historische ländliche Architektur“
Unterrichtsmodul für die Sekundarstufe I
Monika Loddenkemper
- 169 Die Schmiedetechnik Henning in Metzingen
Thema des 10. Studentenworkshops des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalpflege
Iris Fromm-Kaupp/Michael Hascher
- 172 Freizeitspaß und Wettkampffieber
Das Freibad Markwasen in Reutlingen
Sabine Kraume-Probst
- 175 Denkmalporträt
Unterricht mit Aussicht
Das Schulhaus von Wolfegg
Michael Ruhland
- 176 Rezensionen
- 178 Mitteilungen
- 183 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
das Motto für den diesjährigen Tag des offenen Denkmals am 13. September lautet „Handwerk, Technik, Industrie“. Diese Themen spielen für Baden-Württemberg eine zentrale Rolle. Unser Bundesland zählt zu den wirtschaftsstärksten und wettbewerbsfähigsten Regionen in Deutschland und Europa. Auch im Bereich der industriellen Hochtechnologie sowie Forschung und Entwicklung gilt Baden-Württemberg als Vorreiter. Doch es ist nicht nur Standort von Industrieriesen von Weltruf. 99,4 Prozent aller Betriebe, von denen sich etwa 400 als mittelständische Weltmarktführer behaupten, haben weniger als 250 Mitarbeiter. Diese starke mittelständische und Großindustrie stehen in einer langen Tradition des Handwerks, seiner Weiterentwicklung und Modernisierung. Handwerk und Industrie waren und sind Lebensinhalt vieler Menschen im Land und prägten ihr Umfeld und ihren Alltag. Kenntnis über den Stand von handwerklichen Tätigkeiten, Werkzeugen oder Maschinen zu haben heißt auch, die Lebensumstände und Fertigkeiten von denen zu erfassen, die diese betätigen. Die Ursprünge des Handwerks und der Industrie in Baden-Württemberg zu erforschen und zu bewahren ist daher ein wichtiger Bereich der Denkmalpflege. Baden-Württemberg zählt zu den wenigen Bundesländern, die bereits 1989 eine hauptamtliche Stelle für „Technische Kulturdenkmale“ besetzten.

Handwerk – der Begriff steht jedoch nicht nur für Fabriken, Maschinen und industrielle Großanlagen, den Facettenreichtum des Mottos „Handwerk, Technik, Industrie“ spiegeln auch dieses Jahr die zahlreichen Veranstaltungen zum Tag des offenen Denkmals wider. So können Sie bei Führungen über die Grabung in Neuenburg am Rhein Zeugnisse der Metallverarbeitung des späten 12. Jahrhunderts oder in Heilbronn die bis ins späte Mittelalter zurückreichende Mühlentradiotion kennenlernen. Als eine bedeutende Hinterlassenschaft der Industrialisierung im frühen 20. Jahrhundert kann der Besucher die ehemalige Textilfabrik Egeria in Tübingen besichtigen und Fragen wie Industriearchitektur, Rationalisierung im damaligen Bauwesen ebenso wie Aufschwung und Niedergang der Textilindustrie und der Umnutzung von Industriebauten nachgehen. Einen wichtigen Bestandteil der Denkmalpflege stellen auch angebundene Bauten wie Arbeitersiedlungen oder Fabrikantenvillen und die für die Industrie notwendige Infrastruktur – Brücken, Straßen, Kanäle oder Oberleitungen – dar.

„Handwerk und Technik“ prägen aber nicht nur die Denkmale selbst, sondern kennzeichnen auch



den sich immer weiter entwickelnden Umgang mit ihnen. Hier kommen modernste Technologien zum Einsatz: 3D-Laserscanning oder flugzeuggestützte LIDAR-Abtastung der Erdoberfläche sind nur zwei Beispiele für hochtechnisierte Forschungsmethoden. Im Landesamt für Denkmalpflege werden am Tag des offenen Denkmals Vorträge zu diesen Themen und Führungen durch die Restaurierungswerkstätten angeboten.

Traditionell am Tag vorher, am 12. September 2015, findet die landesweite Eröffnung des Tags des offenen Denkmals in Eppingen statt. Passend zum Thema wurde als Veranstaltungsort der historische Bahnhof gewählt. Das denkmalgeschützte Gebäude wurde 1879 nach dem Ausbau der Strecke als baden-württembergischer „Grenzbahnhof“ errichtet. Nach dem letztjährigen Erfolg schließt sich auch in diesem Jahr an die Eröffnung die Nacht des offenen Denkmals an. Teils nicht zugängliche Denkmale sowie die Eppinger Museen öffnen diesmal ihre Pforten, die Kulisse der maleischen Fachwerkstadt zeigt sich illuminiert, Schauspieler erwecken historische Begebenheiten wieder zum Leben. Auch für Familien wird viel geboten, so unter anderem eine Rallye durch die Stadt und Aufführungen des Eppinger Figurentheaters. Erstmals steht in diesem Jahr auch eine Denkmal-App fürs Smartphone zur Verfügung.

Alle landesweit stattfindenden Angebote am Tag des offenen Denkmals hat das Landesamt für Denkmalpflege wieder in einer Broschüre zusammengefasst. Gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen der Denkmalpflege lade ich Sie herzlich ein, am Tag des offenen Denkmals die unterschiedlichsten Denkmalgattungen zu besichtigen und sich mit den Fragestellungen der Denkmalpflege in Baden-Württemberg vertraut zu machen.

Prof. Dr. Claus Wolf

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege



Vom Schreibtisch in die Burg fliegen! Terrestrische Laservermessung auf der Hochburg bei Emmendingen

An der Hochburg ist die Entwicklung einer mittelalterlichen Adelsburg zum Mittelpunkt einer Landesherrschaft und letztlich zu einer Landesfestung beispielhaft nachzuvollziehen. Sie ist nach dem Heidelberger Schloss sowie der Burg Rötteln die größte badische Burg und eines der beliebtesten Ausflugsziele im Raum Emmendingen. Bei den bisherigen Betrachtungen stand meist die Frühgeschichte oder die renaissancezeitliche Residenz im Fokus. Nun wurde im Vorfeld einer denkmalpflegerischen Maßnahme einer der jüngsten Teile der Festung, die Pfisterei und Rossmühle, mit terrestrischem Laserscan dreidimensional vermessen. Der ansonsten nicht frei zugängliche Bereich der Anlage wird am diesjährigen Tag des offenen Denkmals im Rahmen von Führungen gezeigt.

Bertram Jenisch/Stephan M. Heidenreich/Markus Steffen

Einige Daten zur Geschichte

Die Anfänge der Hochburg sind historisch nicht fassbar. Ein erster Nachweis erfolgt indirekt durch Dietrich, der sich 1094 nach Emmendingen und um 1100 „de Hachberch“ nennt. Die Burg selbst ist erstmals 1161 genannt. Cuno von Horben verkaufte damals „in castro Hahberc“ Liegenschaften im Tennenbacher Tal an Abt Hugo von Frienisberg und ermöglichte so die Gründung des benachbarten Klosters Tennenbach. Immer wieder ist behauptet worden, dass die Markgrafen von Baden 1218 ihren Sitz auf der Burg genommen hätten, ein Beweis dafür fehlt jedoch. Erstmals 1239 nennt sich Markgraf Hermann „von Hachberg“. Außer dem Teilungsvertrag von 1386 gibt es keine alte Beschreibung der Burg. Vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wurde sie zwischen 1598 und

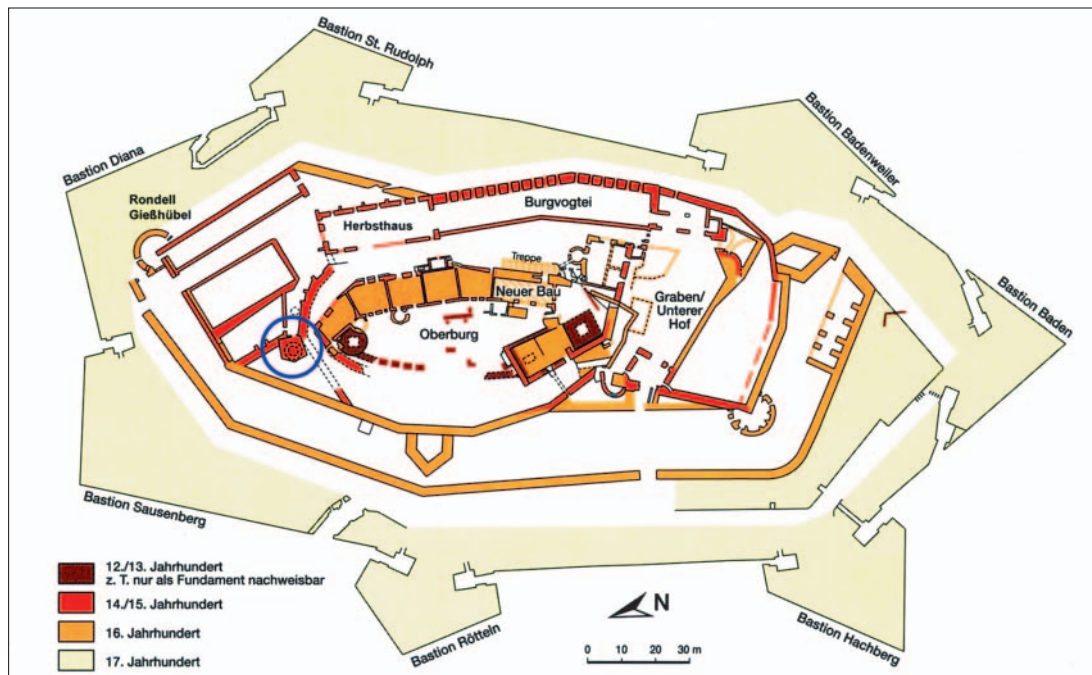
1611 mit einem Bastionsring umgeben. Nach mehrfacher Belagerung und Einnahme 1634 bis 1636 wurden die Außenwerke zerstört. Ihre Wiederherstellung erfolgte 1660 bis 1668, 1676 kamen im Südwesten und Südosten neue Außenwerke hinzu. Einzelheiten zum Aussehen der Anlagen beschreibt ein Lagerbuch aus dem Jahr 1670. Markgraf Friedrich Magnus veranlasste 1681 die Zerstörung der Festungswerke, um eine Belagerung durch die Franzosen abzuwenden. 1684 wurde das Schloss durch Brand zerstört und 1688 von französischen Truppen eingenommen, welche die verbliebenen Festungswerke sprengten.

Die Anlage und ihre Bauentwicklung

Die Hochburg wurde auf einem dem Schwarzwald vorgelagerten Höhenrücken, dem so genannten Hornwald, errichtet. Auf dem nördlichen Ausläufer dieser 358 m hohen Erhebung liegt die Burgruine über dem Steilhang des Brettenbachtals (Abb. 1). Die Hochburg ist in drei topografisch getrennte Bereiche gegliedert (Abb. 2). Der 85 m x 30 m große Kern der Anlage des 12. Jahrhunderts befindet sich auf der Höhe des Bergrückens. Er ist von einem ovalen Mauerbering umschlossen, der dem Verlauf der Felskante folgt. Zugang hatte man wohl von Süden durch ein Tor, das in Resten ergraben wurde. Im Süden des Hofes stand als zentrales Gebäude ein annähernd quadratischer Turm mit einer Seitenlänge von etwa 9 m über einem ungefähr 20 m breiten Halsgraben. Im heutigen Hofbereich sind weitere Gebäudereste aus der Frühzeit der Burg in Ausschnitten erfasst worden.

1 Die Ruine der Hochburg von Osten gesehen.





2 Emmendingen, Hochburg. Schematischer Gesamtplan mit den Hauptphasen der Bauentwicklung. Pfisterei und Rossmühle sind mit einem Kreis markiert.

Im Teilungsvertrag von 1386 wird der Baubestand der Hochburg erstmals überliefert. Zu den Bauten der Gründungsburg trat im Wesentlichen das so genannte Herbsthaus hinzu, ein über 30 m langes Gebäude auf einer Geländestufe östlich unterhalb der Nordspitze der Kernburg. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgte eine Erweiterung der Burg, indem das östlich und nördlich vorgelagerte tiefer gelegene Gelände in den erweiterten Mauerbering einbezogen wurde. Die Erweiterung brachte eine Veränderung des Zugangs mit sich: Östlich unter dem Wohnturm entstand eine Tor- und Brückenanlage. Ein weiteres Tor sicherte im Westen den Zugang zum Halsgraben, der nun den „Unteren Hof“ bildete.

Durch den Ausbau zur Residenz unter Markgraf Karl II. von Baden wurde die mittelalterliche Burg 1552 bis 1577 erweitert und erheblich umgestaltet. Die meisten der heute sichtbaren Gebäude- reste entstammen dieser Zeit. Den größten Teil der Ringmauer sowie die meisten Gebäude der ursprünglichen Burg trug man ab, da sie den Erfordernissen der Wehrtechnik nicht mehr entsprachen. Einen südlich des Halsgrabens gelegenen Felsklotz gestaltete man in ein Bollwerk um, das durch einen Torbau mit der Oberburg verbunden wurde. Im ehemaligen Graben entstand so der von mehreren Gebäuden gerahmte „Untere Hof“. An der langen Westseite und an der Südostecke der Festung erstellte man nach italienischem Vorbild Fünfeckbastionen. An der Nord- und Südspitze der Anlage fügte man je ein Rondell an.

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude wurden dem Repräsentationsbedürfnis eines Renaissancefürsten entsprechend umgestaltet. 1556 entstand im Süden der Oberburg unter Einbeziehung älterer Bauteile der „Neue Bau“. Die Westwand der Halle

öffnete sich in dreireihigen Arkaden zum Hof. Über eine Freitreppe gelangte man vom Hof in den Saal im ersten Obergeschoss. Im Bauschutt geborgene Architekturteile vermitteln einen Eindruck von der qualitätvollen Verzierung mit Renaissanceformen. Nach dem Ausbau zur befestigten Residenz erstreckte sich die Hochburg auf einer Fläche von 200 m x 70 m.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfuhr die Hochburg eine letzte fortifikatorische Erweiterung. Sie wurde von sieben Bastionen umgeben, die mit Mauerzügen, so genannten Kurtinen, verbunden wurden. Die unterschiedlich großen Bastionen gleichen sich in verschiedener Ausformung der topografischen Situation an. Die Schwachstelle der Festung blieb dennoch der südlich vorgelagerte, etwas höher gelegene Hornwald, den man durch Wälle und Schanzanlagen zu befestigen suchte. Diese in einem Bauplan von 1668 verzeichneten Stellungen kann der aufmerksame Beobachter noch heute als Geländestrukturen ausmachen.

Spätestens in dieser Phase wurde für die Garnison an der Nordspitze der Festung eine Großbäckerei, die „Pfisterei“, eingerichtet. Im freigelegten Backofen wurde das für die Versorgung der Soldaten notwendige Brot gebacken (Abb. 3). Das Mehl musste mangels Lagerfähigkeit frisch gemahlen werden. In den anstehenden Fels wurde ein Gewölbe eingearbeitet und auf gleichem Niveau wie die Pfisterei die Arbeitsbühne für eine Mühle gebaut. Die Balkenaufgaben für die Konstruktion zeichnen sich deutlich ab. In den original erhaltenen Putzoberflächen sind Graffiti der Müllerknechte erhalten (Abb. 4). Der Antrieb des vertikalen Mühlbaums erfolgte über einen Göpel, der von Pferden angetrieben wurde. Davon leitet sich die Bezeichnung Rossmühle ab.



3 Der frühnezeitliche Backofen in der Pfisterei.

4 Graffiti im Wandputz der Rossmühle, schematische Darstellung einer Burg.



Die Wiederentdeckung der Hochburg

Im 19. Jahrhundert entdeckte man die Hochburg im Zuge der Burgenromantik neu, erste Ausgrabungen fanden schon 1873 statt. Ende des 19. Jahrhunderts sowie 1910/11 wurden Maßnahmen zur Ruinensicherung durchgeführt, die in den 1960er Jahren wieder aufgenommen wurden. Seit 1971 hat sich der „Verein zur Erhaltung der Hochburg“ dem Ziel verschrieben, die Reste der Ruine sichtbar zu erhalten. Die baubegleitenden Untersuchungen erbrachten neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Anlage, die bei den Arbeiten geborgenen Funde sind in einem kleinen Burgmuseum vor Ort ausgestellt.

Die Sicherungsarbeiten des Hochburgvereins sowie die Besucherlenkung werden gemeinsam mit Vermögen und Bau Baden-Württemberg, der Schlösser- und Gärtenverwaltung und dem Landesamt für Denkmalpflege abgestimmt. Zur Klärung der Frage, wie ein mögliches Schutzdach über dem Bereich der Pfisterei aussehen könnte, war eine präzise Dokumentation des Areals notwendig.

3D-Laserscan von Pfisterei und Rossmühle

Im März 2014 wurden Pfisterei und Rossmühle durch die Verfasser mit einem terrestrischen Laserscanner dreidimensional vermessen. Ziel war

die komplette Erfassung aller erhaltenen Teile der Pfisterei sowie der Kammer der unmittelbar daneben liegenden Rossmühle. Es handelte sich dabei um eine vergleichsweise aufwendige Maßnahme, da komplexe Mauerstrukturen und unterirdische Hohlräume auf verschiedenen Niveaus vermessen und schließlich zu einem zusammenhängenden 3D-Modell zu verbinden waren.

Bei der Vermessung kam der Riegl-Laserscanner VZ-400 des Landesamtes für Denkmalpflege zum Einsatz. Im Vergleich zu anderen 3D-Scannern des Landesamtes bot sich das Gerät insbesondere aufgrund seiner hohen Reichweite von bis zu 500 m und der einfachen Handhabung im Gelände an. Auch wenn das Messrauschen, bedingt durch das so genannte time-of-flight-Messverfahren, bei vergleichsweise „hohen“ 3 mm liegt, so können mit dem Gerät dennoch auch größere archäologische Strukturen hochpräzise dreidimensional vermessen werden. Für den Scan von Pfisterei und Rossmühle wurden Auflösungen von etwa 4 mm auf 15 m Entfernung gewählt. Dies gewährleistete eine präzise Vermessung mit hoher Detaildarstellung bei gleichzeitiger Vermeidung übergroßer Datenmengen im Hinblick auf die Nachbereitung der Daten am Rechner.

Größere Strukturen lassen sich mit dem VZ-400 auch noch aus relativ weiter Entfernung sehr gut erfassen, was sich bei Pfisterei und Rossmühle als äußerst nützlich erwies. Da die komplette Vermessung eine Vielzahl von Scans verschiedener Areale aus unterschiedlichen Perspektiven erforderte, war die Möglichkeit, größere Objekteinheiten zu erfassen, nahezu unverzichtbar.

Mit einem Laserscanner wurden Oberflächen von Objekten vermessen. Daher mussten komplexe Objekte von verschiedenen Standorten dokumentiert werden, um eine vollständige und lückenlose Erfassung der Objektgeometrien gewährleisten zu können. Bei Innenräumen wurde zunächst lediglich eine – nämlich die innere – Oberfläche einer Wand vermessen, womit aber noch nicht die Außenwand berücksichtigt war. Für die komplette Darstellung einer Wand oder eines Mauerzugs

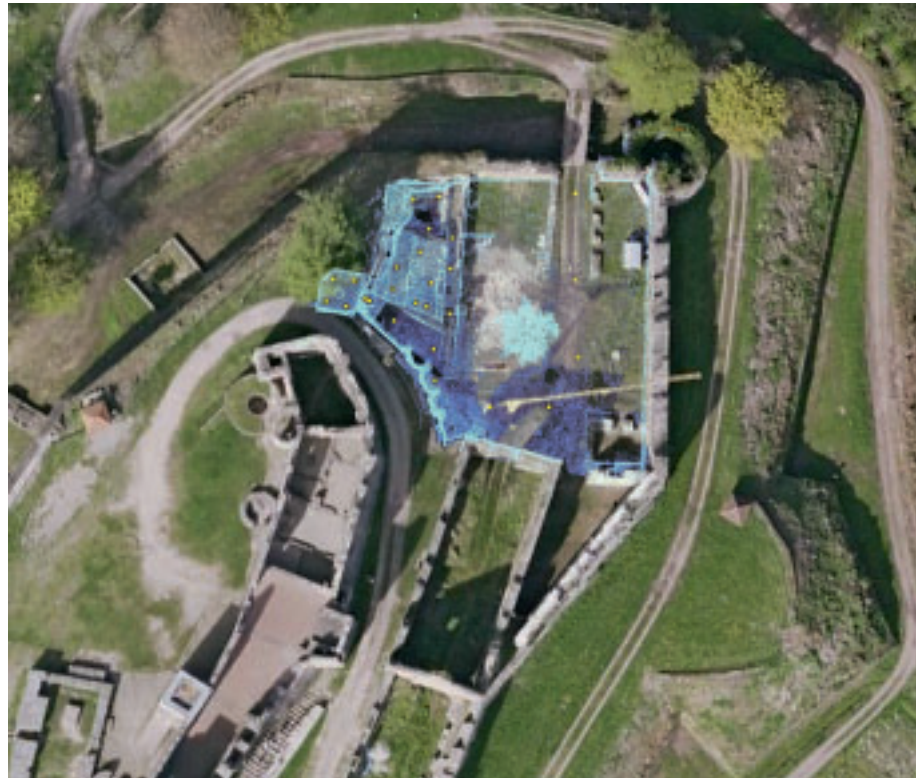


5 Vermessung der Pfisterei mit terrestrischem Laserscan.

müssen diese sowohl von innen als auch von außen gescannt werden. Dabei ist zu beachten, dass beide Vermessungsschritte auch miteinander verbunden werden können. Dies lässt sich einerseits durch ausreichende Überlappungen der Scans, zum Beispiel im Bereich einer Tür, eines Fensters oder am Ende einer Wand oder durch eine Referenzierung der Einzelscans in einem projekteigenen oder globalen Koordinatensystem, erreichen. Im Fall der Hochburg wurden Einzelscans über etwa 50 reflektierende Messmarken referenziert. Diese Messmarken konnten im Anschluss an die 3D-Dokumentation über die Einmessung mit einem Totalstation in ein globales Koordinatensystem transformiert werden, sodass das 3D-Modell in Ausrichtung und Lage auch global fixiert ist.

Im Gegensatz zur Pfisterei ließ sich der Großteil der Rossmühle nur von innen scannen, da sie in den anstehenden Fels eingebaut ist und bis auf den Eingangsbereich keine konkreten Außenwände besitzt.

Begonnen wurde die Vermessung im Außenbereich vor der Pfisterei. Hier boten sich verschiedene Positionen an, um die gesamte Anlage aus unterschiedlichen Blickrichtungen in der Totalstation von vorne zu erfassen (Abb. 6). Anschließend wurde der Eingangsbereich der Rossmühle sowie teilweise der Aufgang zur Pfisterei gescannt, bevor im nächsten Schritt die Rossmühle aus sechs Positionen von innen aufgenommen wurde. Der aufwendigste Teil war schließlich die Erfassung der Pfisterei und ihres Aufgangs. Sie musste von innen wie von außen meist aus recht kurzen Distanzen gescannt werden, was zu eher kleineren Ausschnitten und somit einer höheren Anzahl von notwendigen Scanpositionen führte (Abb. 7). Besonders kompliziert waren die Innenräume mit ihrer verwinkelten Anlage, den modernen Einbauten und vor allem der Bereich des Backofens sowie der sich neben Pfisterei und Backofen anschließende Raum. Insgesamt wurde das Objekt aus 26 Scanpositionen erfasst, bei denen rund 200 000 000 Punkte gemessen wurden. Für die komplette Erfassung von Pfisterei und Rossmühle wurden etwa zehn Ar-



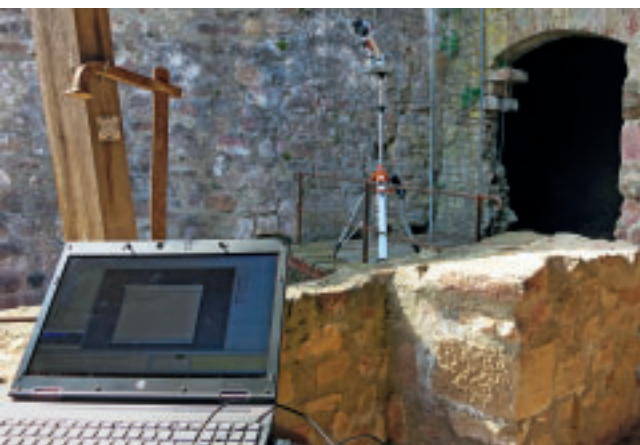
6 Überblendung der Punktwolke mit einem Luftbild der Hochburg. In Gelb eingezeichnet sind die verschiedenen Scanpositionen.

beitsstunden vor Ort und ungefähr die gleiche Zeit für die Nachbereitung benötigt. Angesichts der detaillierten, hochauflösenden Dokumentationsergebnisse ist dies recht kurz, was die Effizienz der dreidimensionalen Vermessung mittels Laserscanning deutlich macht.

Verarbeitung der Messdaten

Mit der eigentlichen Vermessung ist zunächst jedoch nur der erste Schritt zum virtuellen 3D-Modell getan, das für weitere wissenschaftliche Untersuchungen, Visualisierungen und Veröffentlichungen verwendet werden kann. Dazu wird aus den Millionen von Punkten ein zusammenhängendes geometrisches Objekt mit einer geschlossenen Oberfläche generiert. Diese dreidimensionale Geometrie besteht aus vielen aneinandergeschlossenen Polygonen, in der Regel Dreiecke. Zuvor muss die Messpunktwolke entsprechend segmentiert und gefiltert werden, um nur solche Messpunkte zu „vermaschen“, die auch zum eigentlichen Objekt gehören und den angelegten Qualitätsmaßstäben entsprechen. Bei einem Laserscan, insbesondere einer großflächigen Vermessung wie auf der Hochburg, werden stets Areale im Hintergrund erfasst, die für die eigentliche Vermessung nicht von Belang sind. Ebenso kann es Bereiche geben, die Ungenauigkeiten und Abweichungen erkennen lassen. In allen Teilen der Punktwolke werden diese unbrauchbaren Messdaten entfernt, um die einwandfreie Vermaschung der Punkte zu einer geschlossenen Oberflächengeometrie aus Polygonen zu ermöglichen.

7 Der Laserscanner vor der Rossmühle. Aufgrund der komplexen Mauerzüge und der insgesamt verwinkelten Anlage waren relativ viele Scanpositionen für eine vollständige Aufnahme notwendig.



Im Fall des Laserscans auf der Hochburg wurden die Messdaten so zugeschnitten, dass neben Pfisterei und Rossmühle nur noch angrenzende, beim Scan miterfasste Teilbereiche der Bebauung im Modell erhalten blieben. Hierzu gehören in der Pfisterei der Raum neben dem Backofen, der Ausgang zur Pfisterei sowie die südlich an den Zugang zur Rossmühle angrenzende Umfassungsmauer der Festung mit vorgeblendeten Stützpfählern. Entfernt wurde auch das provisorische Schutzdach, wobei Reste von einigen zugehörigen Holzpfählen weiterhin im Modell zu sehen sind (Abb. 8). Das hier gezeigte Modell von Pfisterei und Rossmühle besitzt keine Fototextur, obwohl der Riegl VZ-400 es prinzipiell ermöglicht, mit der am Scanner aufgesetzten und entsprechend kalibrierten Kamera auch Farbtexturen zu erzeugen. Allerdings erwies sich vor allem das wechselhafte Wetter am ersten Tag des Scanvorgangs mit sonnigen und regnerischen Abschnitten als großer Nachteil. Einige Fotos zeigen beispielsweise äußerst störende Schattenwürfe, sodass die Berechnung einer Fototextur für das Hochburg-Modell leider wenig zielführend war. Auch wenn ein fotorealistisches 3D-Modell wünschenswert wäre, so hat die Erfahrung gezeigt, dass es tatsächlich eher die nicht-texturierten Modelle sind, die viele Details eines Objekts, insbesondere über Baufugen ablesbare Bauabfolgen, überhaupt erst erkennen lassen.

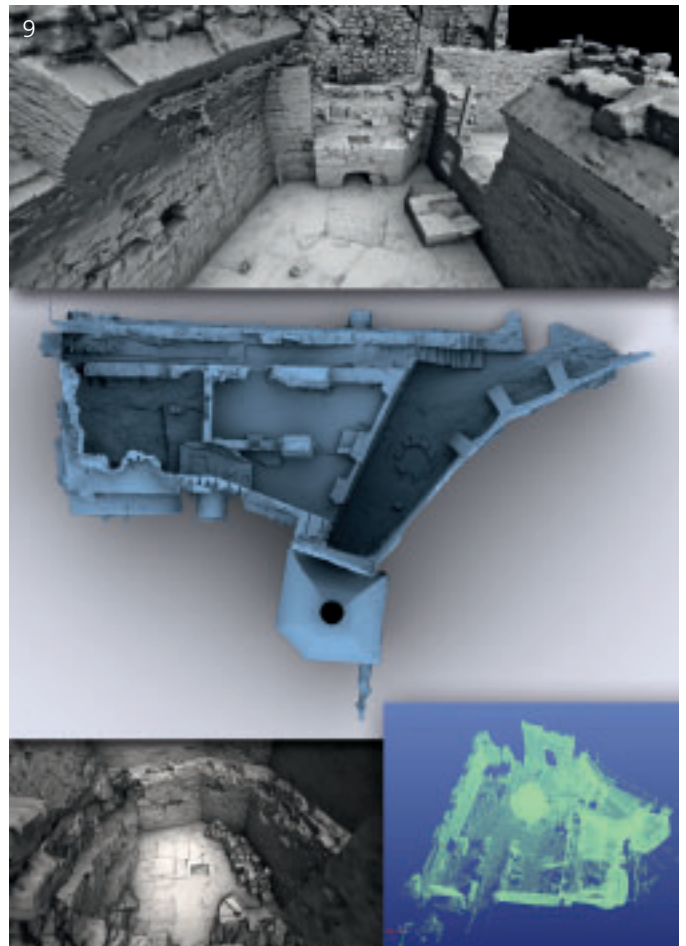
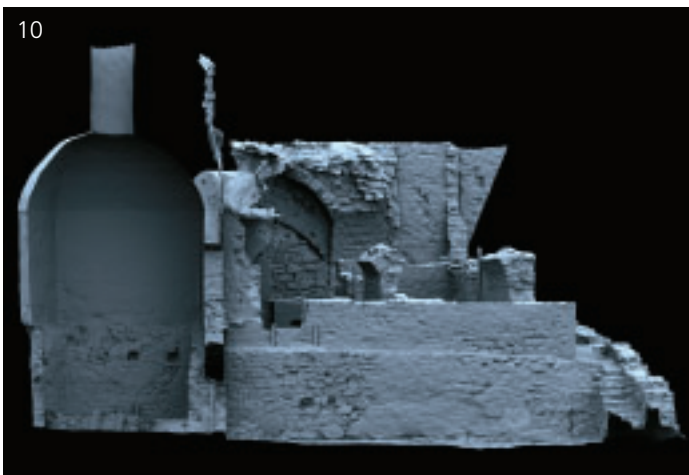
Das 3D-Modell im Kontext wissenschaftlicher Analysen

Das fertige 3D-Modell ist von großem Wert für weiterführende wissenschaftliche Analysen und als Grundlage für die denkmalfachliche Beurteilung. Allein die Möglichkeit, die Anlage jederzeit virtuell aus beliebiger Perspektive betrachten zu können, birgt immense Vorteile im Vergleich zu herkömmlichen Fotografien. Das 3D-Modell ermöglicht eine anschauliche Visualisierung von Pfisterei und Rossmühle und die Generierung neuer Ansichten, ohne dass vor Ort neue Fotos gemacht werden müssten (Abb. 9). Zudem lassen sich Ansichten erstellen, die ohne detaillierte dreidimensionale Vermessung nicht möglich wären. Das 3D-Modell erlaubt die Generierung verzerrungsfreier Orthoansichten oder das Anlegen von Schnittebenen durch das Objekt, die für die historische Bauforschung (Abb. 10) äußerst wichtig sind. So lässt sich mit dem 3D-Modell auch eine anschauliche Rekonstruktion der Rossmühle erstellen (Abb. 11). Die dreidimensionale Rekonstruktion wird in das Modell integriert und kann – wie auch das gesamte 3D-Modell – von beliebiger Perspektive betrachtet werden. Dies ermöglicht die virtuelle Veranschaulichung nicht mehr vorhandener Einbauten auf Basis der noch erhaltenen und dreidimensional vermessenen Substanz.

8 Blick auf Pfisterei und Rossmühle im 3D-Modell, von Nordosten gesehen. Die modernen Einbauten wie das Schutzdach über der Pfisterei wurden entfernt.

9 Das 3D-Modell lässt sich von jeder Richtung aus und in beliebigen Ansichten betrachten und abbilden (oben: Detail innerhalb der Pfisterei; Mitte: Orthoansicht der gemessenen Bereiche; unten links: Blick in die Rossmühle; unten rechts: Gesamtpunktwolke).

10 Schnitt durch die Rossmühle der Hochburg.



Das Modell im Internet

Neben der rein wissenschaftlichen Bedeutung der dreidimensionalen Dokumentation besitzen 3D-Modelle auch ein unschätzbare Potenzial für die Vermittlung archäologischer Forschung an die Öffentlichkeit. Daher wurde das besonders anschauliche Modell von Pfisterei und Rossmühle der Hochburg für das Projekt „Virtuelle Archäologie“ ausgewählt, in dem 3D-Modelle bedeutender archäologischer Denkmale in Baden-Württemberg, eingebettet in „Steckbriefe“ zu den jeweiligen Objekten, öffentlich verfügbar gemacht werden. Hier gibt es zur Hochburg eine eigene Seite, auf der neben allgemeinen Informationen zur Geschichte der Anlage und einigen Bildern das 3D-Modell von Pfisterei und Rossmühle zu finden ist. In einem integrierten Viewer-Fenster kann es im Webbrowser frei drehbar angeschaut werden (www.denkmalpflege-bw.de, unter „Denkmale“ „Projekte“ „Virtuelle Archäologie“).

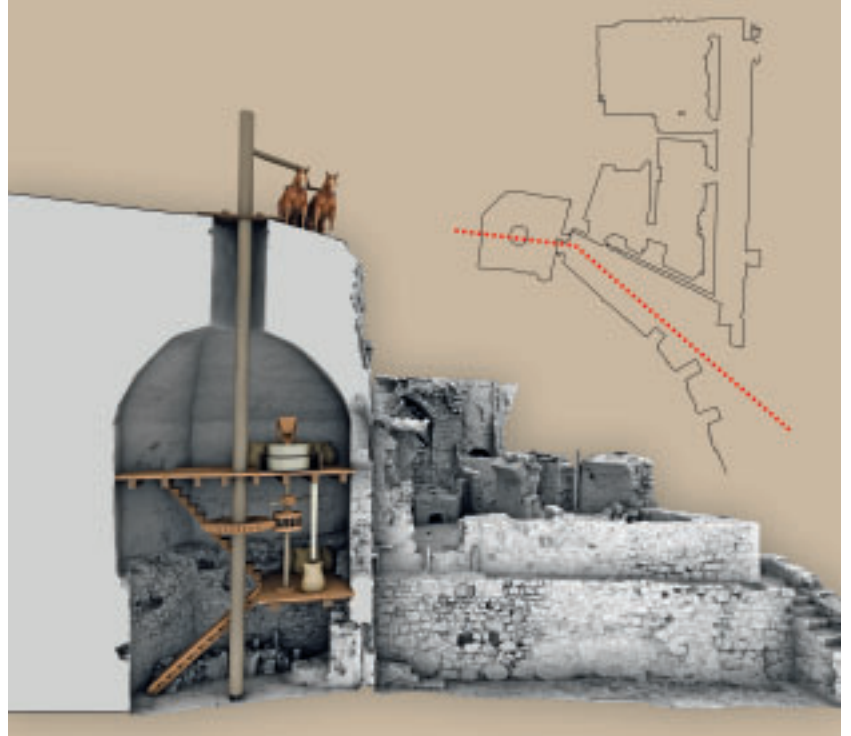
Fazit

Dank der sehr effektiven 3D-Laservermessung von Pfisterei und Rossmühle wurde der spannende Befund für die weitere denkmalpflegerische Betreuung erfasst. Mit konventionellen Methoden hätten die komplexen Strukturen nur mit enormem Zeit- und damit Kostenaufwand dokumentiert werden können. Das Messergebnis ist allerdings noch mehr. Die ästhetische und zeitgemäße Darstellung des 3D-Modells bietet als verständliche Visualisierung auch Laien Zugang zum Verständnis der komplexen Baustrukturen.

Literatur

Markus Steffen: 3D-Laserscanning – Neue Methoden zur Dokumentation und Visualisierung am Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, in: Photogrammetrie, Laserscanning, Optische Messtechnik. Beiträge der Oldenburger 3D-Tage 2014, hg v. Thomas Luhmann und Christina Müller, Berlin 2014, S. 278–284.

Stephan M. Heidenreich: Virtuelle Archäologie in Baden-Württemberg. Von der wissenschaftlichen Dokumentation zur öffentlichen Web-Präsentation von 3D-Modellen archäologischer Denkmale, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 43/4, 2014, S. 261–264.
Stephan M. Heidenreich/Markus Steffen: Virtual Archaeology in Southwestern Germany – Processing and Online-Presentation of 3D-Models/Virtuelle Archäologie in Baden-Württemberg – Verarbeitung und Online-Präsentation von 3D-Modellen, in: A. Bienert/P. Santos: Electronic Media and Visual Arts/Elektronische Medien & Kunst, Kultur und Historie. Konferenzband EVA, Berlin 2014, S. 143–149.



David Bibby/Markus Steffen: Millimetergenau mit 3D-Laserscanning. Neue Dokumentationsmöglichkeiten für die Landesarchäologie, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 40/4, 2011, S. 218–221.

Boris Bigott/Bertram Jenisch: Emmendingen (EM), in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. I. Nördlicher Teil, Halbband A–K, hg. v. Alfons Zettler und Thomas Zotz, Ostfildern 2003, S. 120–133.

Rolf Brinkmann: Hochburg bei Emmendingen, Berlin/München 2001.

Meinrad Schaab: Gemarkung des Schlosses Hachberg von Friedrich Benjamin Seuffert, 1784, in: Historischer Atlas Baden-Württemberg. Erläuterungen. Beiwort zur Karte I,6, Stuttgart 1976, S. 1–8.

11 *Rekonstruktion der Rossmühle im geschnittenen 3D-Modell.*

Praktischer Hinweis

Die Burgruine ist frei zugänglich, Parkplatz beim Maierhof. Burgmuseum von April bis Oktober an Sonn- und Feiertagen 14–18 Uhr geöffnet.

Verein zur Erhaltung der Ruine Hochburg e. V. Geschäftsstelle

Rathaus, Landvogtei 10, 79312 Emmendingen

Tel. 07641/4520, E-Mail: info@hochburg.de

Am Tag des offenen Denkmals am 13. September 2015 bietet der Hochburgverein nachmittags Führungen in der Hochburg an; das Museum ist geöffnet.

Dr. Stephan M. Heidenreich

Markus Steffen M.A.

Landesamt für Denkmalpflege im

Regierungspräsidium Stuttgart

Dienststz Esslingen

Dr. Bertram Jenisch

Landesamt für Denkmalpflege im

Regierungspräsidium Stuttgart

Dienststz Freiburg



Oskar Schlemmers letztes Wandbild

Es war einmal ein Denkmal ...

Vor genau 20 Jahren machte die gegen den Einspruch der Denkmalpflege erfolgte Translozierung des letzten Wandbildes von Oskar Schlemmer Schlagzeilen. Gemalt hatte es der Künstler 1940 in einem Stuttgarter Privathaus. Hier bot sich dem von den Nationalsozialisten als „entartet“ gebrandmarkten und aus dem Staatsdienst entlassenen Maler, Bildhauer und Bühnenbildner die Gelegenheit, sich im Schutz des privaten Raums frei zu entfalten. Sein Auftraggeber, Dieter Keller, ließ Oskar Schlemmer freie Hand in einer Zeit, in der er sich im Malerbetrieb von Albrecht Kämmerer in Stuttgart mit Gelegenheitsarbeiten wie Tarnanstrichen für Militärflugplätze, Industrieanlagen und für den Stuttgarter Gaskessel über Wasser hielt. Die Zeitungsberichte über die Abnahme des Wandbildes 1995 schwankten zwischen „Spektakuläre Rettung des letzten Wandbildes von Oskar Schlemmer“ bis hin zu „Das Schicksal sieht uns an“. Die Restauratoren der Landesdenkmalpflege hatten sich seinerzeit vehement gegen die Abnahme des Wandbildes ausgesprochen. Im Folgenden eine Dokumentation zu einer Geschichte, die durch das unverhoffte Wiedersehen mit dem Wandbild in der großen Oskar-Schlemmer Retrospektive 2014/15 in der Staatsgalerie Stuttgart Anlass gibt, darüber nachzudenken, wie sehr dieses bedeutende Wandbild mit Stuttgart und Schlemmers Lebensgeschichte verbunden ist.

Dörthe Jakobs

Oskar Schlemmer, 1888 in Stuttgart geboren, thematisierte wie kaum ein anderer Künstler die menschliche Figur im Raum. Die große Retrospektive „Visionen einer neuen Welt“ in der Stuttgarter Staatsgalerie von November 2014 bis April 2015 nahm den Ablauf des Urheberrechts zum Anlass, diesen international bekannten und gefeierten Künstler erstmals nach über vier Jahrzehnten in einer großartigen Gesamtausstellung zu würdigen. Die Stationen seines künstlerischen Schaffens sind bekannt, „Lehrjahre“ an vielen verschiedenen Stationen, unter anderem an der Stuttgarter Akademie der Bildenden Künste und in Berlin. Während seines Studiums bei Adolf Hölzel lernte er Willi Baummeister kennen und vor allem Otto Meyer-Amden, mit dem ihn zeitlebens eine intensive Freundschaft verband und dessen „Intensität der einfachen Zeichen“, so Schlemmer selbst in seinen Tagebuchaufzeichnungen, er auf der Suche nach klaren Symbolen für seine Themen in höchstem Maße bewunderte. 1919 berief Walter Gropius Oskar Schlemmer an das Bauhaus nach Weimar und betraute ihn mit der Leitung der Werkstatt für Wandmalerei, später auch für Holz und Steinbildhauerei. 1925 erfolgte die Übersiedlung des Bauhauses

nach Dessau, 1929 nahm Schlemmer einen Ruf an die Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau an, wo er bis zur Schließung 1932 unterrichtete.

1930 noch hatte Schlemmer an Akademieausstellungen unter anderem in Breslau und Paris teilgenommen, war auf der XVII. Biennale in Venedig vertreten und hatte seine erste Einzelausstellung in Berlin. Eine erste große Retrospektive für Schlemmer im Württembergischen Kunstverein Stuttgart im März 1933 wurde noch vor ihrer Eröffnung von den Nationalsozialisten abgesetzt. Im Mai wurde Schlemmer aus dem Staatsdienst entlassen. Es folgten die schweren Jahre der Verfemung und des Kampfes um das künstlerische Überleben. 1937 wurden sechs seiner Gemälde und sechs Arbeiten auf Papier in der Ausstellung „Entartete Kunst“ in München gezeigt, 65 Werke wurden in der Folgezeit aus Museumsbesitz beschlagnahmt.

Das Wandbild „Familie“

Oskar Schlemmer schuf das Wandbild „Familie“ nach zahlreichen Vorstudien ab Januar 1940 in nur fünf Tagen zwischen dem 19. und 24. Juli 1940 für



Dieter Keller in dessen Haus in Stuttgart-Vaihingen, Knappenweg 31 (Abb. 1; 2). Über 70 Entwürfe sind bekannt, die sich auf diese Wandgestaltung im Haus Keller beziehen.

Für den als „entartet“ gebrandmarkten und künstlerisch isolierten Schlemmer bot sich mit dem Auftrag für das Haus Keller die Gelegenheit, sich „frei und kompromißlos“ für die Abstraktion zu entscheiden, „vollends in einer Zeit, die sie einem verbietet“ (Tagebucheintrag 17. 1. 1940).

Dieter Keller hatte das ursprünglich nach Entwürfen des Architekten Ernst Wagner für Hugo Borst erbaute Haus 1938 erworben und es für sich und seine Familie geringfügig umgestaltet. Bauliche Veränderungen bezogen sich damals auch auf die Wandfläche des Wohnraums, die später als Bildträger für die Malerei von Oskar Schlemmer diente. Diese Wand hatte ursprünglich eine circa 1,20 m breite Schiebetür mit einer Auffangnische gleicher Breite. In der aus Ziegelsteinen gemauerten Wand mit einem Holzbalken über der Schiebetür und darüber einem Betonsturz über etwa 3,20 m Länge ließ Keller die Türöffnung mit Gasbetonsteinen zu mauern.

Wie intensiv sich Oskar Schlemmer mit einer Ikonografie für diesen Auftrag und dem Raum auseinandersetzte, lässt sich anhand seiner Entwürfe und Tagebuchaufzeichnungen nachvollziehen. „9. 2. [...] Ich kann mich der Tatsache nicht entziehen, dass die Auftraggeb. ein Kind erwarten und in dieser jungen Ehe sich alles um dieses Ereignis bewegt: Kann also ein Wandbild, das zudem zu demselben Zeitpunkt entstehen wird wie die Geburt des Kindes, sich diesem Geschehnis gegenüber verschließen? Der nächste Entwurf nahm sehr stark auf diese Beziehungen Rücksicht. Das Kind der Mittelpunkt [...]“

Mann, Frau und Kind bilden die zentrale Figurengruppe, hinterfangen von geometrischen Formen: die männliche Figur links von einer roten Raute, die weibliche Figur rechts von einem blauen Kreis, das Kind zwischen dem Paar „schwebt“ in einem roten Dreieck, das wiederum Kreis und Raute berührt.

Ein großes, gelbes Quadrat verbindet die Familie miteinander und scheint optisch der gesamten Komposition der Figuren und den geometrischen Formen hinterlegt zu sein. Zwei breite graublau Flächen rahmen die Figurengruppe links oben und rechts unten. Vom rechten Bildrand blickt ein als Schicksal gedeuteter, überdimensionaler Kopf im Profil auf die „Familie“, am linken Bildrand schreitet eine Figur zurückblickend aus dem Bildfeld hinaus.

Dieter Keller war zum Zeitpunkt, als Schlemmer sich mit den Entwürfen befasste, an der Front, seine Frau schwanger und so entwickelte sich das Bildthema aus dem Familienglück einerseits und aus der im Krieg allgegenwärtigen Vergänglichkeit andererseits. Die geometrischen Formen und Farben wiederum sind das Ergebnis jahrelanger Auseinandersetzungen Schlemmers mit Symbolen und ihrer „Symbolkraft“, deren Mangel er in seiner Zeit gegenüber früheren Kulturen beklagt. Tatsächlich verschmelzen hier „Kunst und Leben“. Geburt, Leben und Tod spiegeln sich in einer gesteigerten Symbolhaftigkeit.

Der Raum „in seiner schweizerischen Helligkeit“

Anders als allgemein angenommen, hat sich Oskar Schlemmer aber nicht nur intensiv mit dem Bildthema und der Symbolik des Auftrags für Dieter Keller auseinandergesetzt, sondern ebenso mit dem Thema Wandmalerei, mit der Architektur des Raumes und mit dessen Lichtführung. Auch dies ist seinen Tagebuchaufzeichnungen unmissverständlich zu entnehmen. Dabei spielten sowohl die Lichtführung eine besondere Rolle als auch die Symbolhaftigkeit der Bildfindung, die Komposition und die Raumwirkung, wie das folgende Zitat aus seinen Tagebuchaufzeichnungen erkennen lässt: „[...] Tafelbilder, die andere Gesetze haben als eine weiße Wand. Ich empfinde das Gegensätzliche dieser Gattungen, die Eigengesetzlichkeit des Wandbilds, abgesehen von dem Material, das beim Ta-

1 Das Haus in Stuttgart Vaihingen, in dessen Wohnzimmer Oskar Schlemmer 1940 das Wandbild „Familie“ ausführte.

2 Das Wandbild „Familie“, aufgenommen am 7. Dezember 1994.

felbild die satte Ölfarbe ist, Raum- u Formvolumen, erst Modellierung; das Wandbild ist vielmehr grundsätzlich Fläche u ein Bestandteil des Raums, und hat dessen geheime u offenkundigen Gesetze aufzunehmen, auszulösen, weiterzutragen. [...]. Was also will ich bei dem Wandbild K.[eller] Ich will 1.) eine Demonstration des Typus u. der Sache Wandbild und ich will 2.) bezüglich meiner Sache, eine neue Demonstration. Zu 1.) Es kann sich in dem Raum K.[eller] nicht um eine renaissancistische Gestaltung handeln [...]. Der Raum in seiner schweizerischen Helligkeit verlangt eine moderne helle Lösung. Zu 2.) ich will mich nicht wiederholen [...] Ich will die grundsätzliche Verschiedenheit von Wandbild u ‚Tafelbild‘ oder Rahmenbild demonstrieren, wobei das erstere in erster Linie die Gesetze der Fläche, dieses außerordentliche Phänomen, das einen ‚hat‘ wenn man vor der nackten reinen weißen Wand steht und sie auf sich wirken läßt – gegenüber dem sinnfällig durch den Rahmen nur transportabel bestimmten Staffeleibild, das ganz anderen Möglichkeiten oder Bestimmungen unterliegt. Dieses darf ein Loch in der Wand ‚sein‘, hineinweisen in imaginäre Räumlichkeiten, vorgestellte Geschehnisse abwandeln in plastischer, räumlicher, volumenhafter Weise, wie das nicht zuletzt mit dem Mittel der Ölfarbe ermöglicht ja herausgefordert wird. Sinnlos, mit Ölfarbe Flächenwirkungen anzustreben, wofür ein anderes Material soviel besser taugt. Sinnlos, auf der Wand Ölfarbwirkungen anzustreben, vom Tafelbild übernommene, missverständene. [...]“ (Tagebuch 9.2.40).

Maltechnik Oskar Schlemmers

Auf einer einlagigen, etwa 2 bis 2,25 cm dicken Mörtelschicht aus Gips, Kalk und mittelfeinem Sand mit einer mehrschichtigen Grundierung aus Zink, Baryt, Calciumcarbonat und Wachs führte

3 Stuttgart Staatsgalerie, Archiv Oskar Schlemmer, Aufnahme vermutlich kurz nach Fertigstellung des Wandbildes 1940.



Schlemmer das Wandbild „Familie“ aus. Die „imaginäre Räumlichkeit“, eine im Raum mit der speziellen Lichtführung wirkende Plastizität, erreichte er mit gesandelten Flächen der figürlichen Darstellungen und der geometrischen Formen. Die in der Literatur erwähnte Nesselbeklebung befand sich nur dort, wo es verschiedene Baumaterialien zu überbrücken galt. Das einzige in allen Schichten nachgewiesene Bindemittel ist Wachs. Zum Sandeln der Flächen wurde durchweg Quarz verwendet, der in die Bindemittel beziehungsweise Mal-schichten eingebunden ist. Alle Figuren und geometrische Formen zeigen im Streiflicht eine erwünschte Plastizität, die ohne Frage mit der Architektur und dem von rechts durch die Fenster hereinfliegenden Licht spielte.

So nahmen die Dinge ihren Lauf

Dieter Keller selbst muss nach dem Krieg Schwierigkeiten mit der Bildthematik „Familie“ gehabt haben, nachdem familiäre Unstimmigkeiten zur Auflösung der Ehe geführt hatten. Er ließ das Wandbild Anfang der 1960er Jahre mit Leichtbauplatten abdecken und führte kleinere Umbauten am Haus aus. Nach Verkauf des Hauses 1963 ließ der neue Eigentümer die Verkleidungen wieder entfernen und die Dübellöcher mit Gips schließen. Die Hintergrundflächen wurden mit einer Dispersionsfarbe mit einem Farbroller komplett überstrichen, die gesandelten Flächen sparte man aus. 1965 wurde das Haus erneut verkauft, und die neuen Eigentümer suchten erstmals Kontakt zur Staatsgalerie Stuttgart mit dem Ziel, das Wandbild von Oskar Schlemmer auszubauen und zu verkaufen. Nachdem die Kunsthistorikerin und Verfasserin der ersten großen Schlemmer-Monografie, Katrin von Maur, das Landesdenkmalamt 1975 auf das Wandbild hingewiesen hatte, erfolgte die Unterschutzstellung nach §2 Denkmalschutzgesetz noch im gleichen Jahr.

Ab 1991 sind erneute Bemühungen dokumentiert, das Wandbild ausbauen zu lassen, freilich ohne Wissen der Denkmalpflege. Baufirmen und Restauratoren sind im Auftrag der Eigentümer damit befasst, Bestand und Machbarkeit eines Ausbaus zu prüfen.

Zu diesem Zeitpunkt untersuchte ein freiberuflich tätiger Restaurator das Wandbild. Dieser Kollege hatte bereits 1972 im Auftrag der Eigentümer die Dispersionsfarbe entfernt und dabei die Ausdehnung der Malerei auf die beiden anschließenden Wandflächen festgestellt: Den Anschluss zur rechten Wand bildete ein Dreieck, dessen Spitze vom Boden zur Decke in eine größere Fläche auslief. Analog scheint die Fläche auf der linken Wand zwischen der Tür und der eigentlichen Fläche des Wandbildes dunkel gestaltet gewesen zu sein.

Diese Funde entsprachen einem Archivfoto, das kurz nach der Fertigstellung 1940 entstanden sein muss (Abb. 3). Hier zeigte sich zudem ein Kreis (?), der den Anschluss zur Decke bildete. Auf Wunsch der Eigentümer rekonstruierte der Restaurator die ursprüngliche räumliche Ausdehnung auf der Wohnzimmertapete. In seinem „vorläufigen Maßnahmenkatalog“ zum Ausbau des Wandbildes schreibt er: „Evtl. Abnahme der an die Malerei angrenzenden Wandseitenteile [...]“.

1992 wurde ein weiterer Restaurator von den Eigentümern beauftragt, die Machbarkeit des Wandbildausbaus zu prüfen. Es entstanden Skizzen zum Wandaufbau und Beschreibungen zur Maltechnik des Wandbildes, zu dessen Zustand und nochmals zu den Anbindungen in den Raum. Auf Wunsch der Eigentümer wurden die von dem ersten Restaurator auf der Wohnzimmertapete rekonstruierten Flächen vom zweiten Restaurator mit einer ungefassten Raufasertapete abgedeckt, um die „Wohnlichkeit wiederherzustellen“. Parallel zu den Untersuchungen zum Ausbau des Wandbildes wurde das Haus zum Verkauf angeboten, 1993 folgte ein Abbruchantrag für das Haus in Stuttgart-Vaihingen, der den Ausbau des Wandbildes (ohne seitliche Wandaufbindungen) beinhaltete. So nahmen die Dinge ihren Lauf.

Landhaus gegen Terrassenbau

Landesdenkmalamt und Regierungspräsidium Stuttgart wiesen in ersten Stellungnahmen Bildausbau und Abbruch des Hauses zurück. Ungeachtet dessen wurde das Wandbild von Oskar Schlemmer im gleichen Jahr auf der ART Köln „feilgeboten“!

Der Kaufpreis für das Grundstück und der Kunstwert des Schlemmer-Wandbildes wurden letzten Endes zur Bedrohung für die Existenz des kleinen, schweizerisch anmutenden Landhauses, denn das Bauwerk selbst war nicht als Kulturdenkmal eingestuft. Hinzu drohten mögliche Schadensansprüche gegen das Land Baden-Württemberg bei Verzögerung der Abbruchgenehmigung. In dieser Situation im Dezember 1994 erhielt die Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes erstmals Gelegenheit, das Wandbild zu untersuchen und zu dokumentieren. Schon damals wurde sein kritischer Zustand attestiert, der sich aus der Summe der baulichen Gegebenheiten und der besonders empfindlichen Maltechnik Schlemmers ergab.

Baustopp für eine „Baustelle“?

Im gleichen Monat erfolgte eine von den Eigentümern beauftragte Untersuchung und „Restaurierung“ des Wandbildes, diesmal durch italienische Restauratoren. Offenbar hoffte man wegen der



großen Kampagnen von „Freskenabnahmen“ in den 1950er und 1960er Jahren die Spezialisten für die Abnahme von Wandmalereien in Italien zu finden. Ob sie wohl auch die Kenner für die besondere Wandmalereitechnik von Oskar Schlemmer sein konnten? Im Januar 1995 wurde die „Maßnahme“ durch die Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Stuttgart eingestellt. Erst jetzt erfuhr das Landesdenkmalamt, dass bereits ungenehmigte Eingriffe am Wandbild von Schlemmer vorgenommen worden waren.

Bei einem gemeinsamen Ortstermin zeigte sich, dass das Wandbild inzwischen rundum beschnitten und mit einem Aluminium-Winkelrahmen „gerahmt“ (Abb. 4; 5), jedoch noch mit der zentralen Wandfläche verbunden war. Die seitlichen Wandaufbindungen und der Anschluss zur Decke waren zerstört, die Putze mit Fassungen dort vollständig abgenommen. Arbeitsspuren auf den seitlichen Wänden verrieten den Einsatz eines Winkelschleifers. Nach Auskunft der Eigentümer waren die Eingriffe an den Seitenwänden und der Decke nur „vorsorglich“ erfolgt, um Elektroleitungen zu suchen, denn alle Maßnahmen seien allein zum Zweck der Vorbereitung einer Restaurierung des

4 Das Wandbild am 30. Januar 1995 nach Zerstörung der seitlichen Anbindungen und des Deckenanschlusses.

5 Das Wandbild am 30. Januar 1995, wie Abb. 4, Aufnahme im ultravioletten Licht zur Sichtbarmachung von Schäden und Übermalungen (zum Vergleich mit den Abb. 8 und 14).



6 Reproduktion aus der Publikation von Kurt Herberts 1953, deutlich zu erkennen das „gelbe Quadrat“ in der Mitte. Die Intensität der Farben ist jedoch vermutlich auf den Druck zurückzuführen und entsprach nicht der Realität.

Wandbildes in die Wege geleitet worden. Trotz schwerwiegender fachlicher Bedenken der Denkmalpflege gegen das so genannte Restaurierungskonzept der italienischen „Spezialisten“ und ungeachtet der nicht erteilten denkmalschutzrechtlichen Genehmigung hob das Regierungspräsidium als höhere Denkmalschutzbehörde den Baustopp auf, die „Restaurierung“ durfte fortgeführt werden.

Rekonstruktion des „gelben Quadrats“

Die „Restaurierung“ entpuppte sich bei genauerem Hinsehen als Überarbeitung und Übermalung, die mit den ethischen Grundsätzen der internationalen Restaurierungsstandards nicht vereinbar waren. Das gelbe Quadrat, das die Mitte der Figurengruppe zusammenbindet und in der farbintensiven Abbildung bei Kurt Herberts 1953 sehr gut zu sehen ist (Abb. 6), konnte 1994 am Objekt selber nicht mehr nachgewiesen werden. Hatte Schlemmer dazu nicht lichtechte Pigmente oder Farblacke verwendet oder war der Verlust durch den Dispersionsanstrich und die spätere Abnahme desselben verursacht? Es gab und gibt auf diese Frage bisher keine Antwort.

Die Frage, ob man dieses gelbe Quadrat nun rekonstruieren sollte oder nicht, wurde im Februar 1995 im Kreise von Juristen (Regierungspräsidium Stuttgart), Denkmalpflegern (Landesdenkmal-

pflege, Unterer Denkmalschutzbehörde), Kunsthistorikern (Staatsgalerie Stuttgart/Kunsthalle Bremen), Eigentümern, Galerist und italienischen Restauratoren diskutiert. Die Denkmalpflege sprach sich vehement gegen die Rekonstruktion aus, da sie zukünftig jeden weiteren Nachweis und jede Untersuchung hinsichtlich der von Schlemmer verwendeten Farbmittel erschweren beziehungsweise unmöglich machen würde. Stattdessen wurde für das Ausschöpfen aller naturwissenschaftlichen Möglichkeiten plädiert, um eine zu diesem Zeitpunkt noch mögliche Klärung des Sachverhaltes herbeizuführen und verlässliche Grundlagen für eine mögliche Rekonstruktion dieses wichtigen Elements der Bildkomposition, Ikonografie und Symbolik zu schaffen – selbstverständlich ausgeführt nach internationalen Restaurierungsstandards und mit reversiblen Materialien! Von „kunsthistorischer Seite“ wurde die Rekonstruktion des gelben Quadrats jedoch uneingeschränkt befürwortet, das Regierungspräsidium Stuttgart schloss sich dieser Auffassung an und genehmigte die Fortführung der „Restaurierung“ des Wandbildes. Letztlich wurden der Ausbau des Wandbildes und der Abriss des Hauses genehmigt.

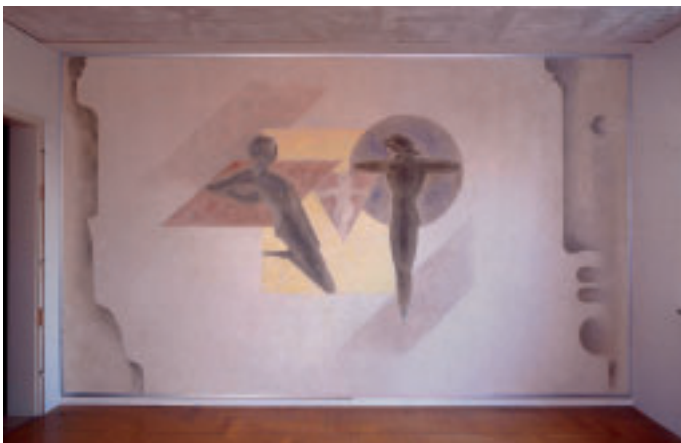
Optisch schön vorbereitet für den Ausbau

Das schöne Aussehen des Wandbildes nach der so genannten Restaurierung und vor dem Ausbau im August 1995 lässt sich in der Dokumentation des Landesdenkmalamtes von März 1995 nicht bestätigen. Dabei fallen vor allem die wenig sorgfältig durchgeführten Retuschen ins Auge (Abb. 7; 8) und natürlich das gelbe Quadrat, das sich im Farbcharakter mit seinem extremen Oberflächenglanz stark von allen anderen Details des Wandbildes unterscheidet (Abb. 9).

Für den Ausbau des Wandbildes wurde 1995 ein Schweizer Kollege eingeschaltet, der über entsprechende Erfahrungen verfügte. Im Verbund mit dem Bildträgerputz wurde in der Stärke von 2 bis 2,5 cm das Ziegelmauerwerk wie der Betonsturz

7 Das Wandbild nach der Restaurierung durch die italienische Firma am 13. März 1995. Die beschädigten Seitenflächen und die Decke wurden für eine Fernsehdokumentation im Rahmen einer Diskussionsrunde verkleidet.

8 Das Wandbild nach der Restaurierung durch die italienische Firma am 13. März 1995. Aufnahme im ultravioletten Licht zur Sichtbarmachung von Übermalungen, Retuschen und Schäden, hier im Vergleich zur Abb. 5 vor Ausführung der Überarbeitungen.



mit einer Diamantkreisfräse durchgetrennt. Dieser Mauerrest bildet durch die innige Verbindung mit dem Bildträgerputz eine wichtige bruch sichere Stabilisation für das abgelöste Bild. Beibehalten wurde auch der Hilfsträger (Schilfrohr-Rabitz), der weitgehend vom Grundputz ummantelt ist (Bestand vom Bildträgerputz). Hingegen wurden die Holzbalken entfernt, die im Nachhinein bei möglichen Klimawechseln weitere Rissbildungen und Hohlräume hätten verursachen können (Abb. 10). Für die Übertragung des Wandbildes auf einen neuen Träger erfolgte zunächst die Stabilisierung der Mauerreste mit einer in Kunstharz gebetteten Glasfaserarmierung auf der Rückseite des Bildes. Der neue Bildträger besteht aus 3 cm starken Aluwabenelementen, die mit Laminat aus Glasfasergewebe und Araldit 554 stabilisiert wurden. Am 13. Oktober 1995 wurde das Wandbild erstmals öffentlich in Stuttgart ausgestellt, musste aber noch während der laufenden Präsentation abends aufgrund einer einstweiligen Verfügung, ausgelöst durch einen Urheberrechtsstreit der Erben, bis auf Weiteres verhüllt und somit den Blicken der Öffentlichkeit entzogen werden. Ein weiteres Mal stand das Wandbild im Rahmen der Ausstellung „Deutschlandbilder“ 1997 in Berlin zur Schau. Nähere Details über das weitere Schicksal des Wandbildes oder mögliche Eigentümerwechsel sind nicht bekannt. Seit dieser Zeit hatte es sich mit unbekanntem Aufenthaltsort für annähernd 20 Jahre aus der Öffentlichkeit verabschiedet. 2002 wurde das an seinem Entstehungsort nach §2 Denkmalschutzgesetz unter Schutz gestellte Wandbild aus der Liste der Kulturdenkmale gelöscht.

Zurück in Stuttgart

Nach 20 Jahren kam nicht nur die „Familie“ wieder nach Hause, der Ablauf des Urheberrechts 2014 ermöglichte überhaupt die erste große Oskar-Schlemmer-Retrospektive nach nahezu 40 Jahren. Endlich konnte man den Künstler dort würdigen, wo er geboren wurde, aber auch viele Schicksalsschläge hatte hinnehmen müssen. Einer seiner

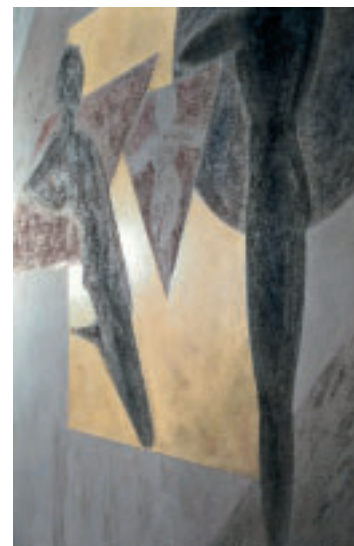


letzten, den er zum Glück nicht mehr zu Lebzeiten ertragen musste, war sicher die „Vertreibung“ seines letzten Wandbildes von dem Ort, mit dem er sich so intensiv auseinandergesetzt hatte. Die zeitweilige Rückkehr nach Stuttgart ermöglichte die erneute Begutachtung des Wandbildes durch das Fachgebiet Restaurierung des Landesamts für Denkmalpflege in Kooperation mit der Akademie der Bildenden Künste (Abb. 11). Wie nicht anders zu erwarten, spiegelt sich im Wandbild seine gesamte Lebens- und Leidensgeschichte (Abb. 12–15): Risse, die sich dort massiv abzeichnen, wo Dieter Keller die Schiebetür zur Küche zumauern ließ, um das Wandbild überhaupt erst ausführen zu können; Abhebungen vom Putz verraten, wo das Materialgemisch der Wand aus Holz, Beton, Ziegel und Bimssteinen aufeinandertraf; Übermalungen, wo die Beteiligten entschieden hatten, das gelbe Quadrat zu rekonstruieren; eine erneute Übermalung des gelben Quadrats, die den Glanzeffekt zurücknehmen sollte; Retuschen und Kittungen, wo Schäden entstanden waren; Spuren der Abnahme, der Transporte und Spuren mehrerer „Restaurierungen“. Ein Bild, vom Leben gezeichnet.

Und doch sind die Besonderheiten des Wandbildes, die gesandelten Flächen, die Farbübergänge in den Figuren und den geometrischen Formen, die mit silbernen und kupfernen Farben ausgeführten Lichtreflexe und vieles mehr, gemessen an seiner Restaurierungsgeschichte, erstaunlich gut erhalten.

Ausblick

Der Erhaltungszustand, gezeichnet von einem nicht immer fachgerechten „Handanlegen“, schmälert insgesamt nicht die Bedeutung dieses letzten Wandbildes von Oskar Schlemmer, dessen Geschichte und Schicksal in vielerlei Hinsicht eng mit Stuttgart verbunden ist. Schade genug, dass es die Umstände und „Wirrungen“ vor 20 Jahren nicht erlaubten, das Wandbild an seinem angestammten Ort zu erhalten – obwohl doch allen



9 Das rekonstruierte gelbe Quadrat im Gegenlicht, Aufnahme 13. März 1995.

10 Das Wandbild nach dem Ausbau und vor dem Abtransport im August 1995.

11 Aufnahme während der Dokumentation und Untersuchung des Wandbildes in der Staatsgalerie Stuttgart am 23. März 2015.



12 Das Wandbild in der Oskar-Schlemmer-Ausstellung, Gesamtaufnahme im Aufricht, Zustand 23. März 2015.



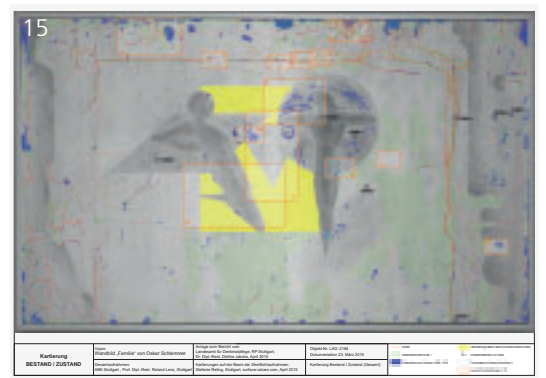
13 Wie Abb. 12, Gesamtaufnahme im Streiflicht von links, Zustand 23. März 2015.



14 Wie Abb. 12, Gesamtaufnahme im ultravioletten Licht zur Sichtbarmachung von Übermalungen, Retuschen, Schäden u. a., Zustand 23. März 2015.



15 Kartierung von Rissen, Retuschen März 1995, Retuschen zwischen 1995 und 2015, Übermalungen 1995 und nach Ausbau 1995, Probeentnahmen von 1994, Fixierungen mit einem Kunstharz.



Beteiligt seine hohe Bedeutung klar gewesen sein dürfte. Zwar wurden Ideen für eine Stiftung geschmiedet, Vorträge gehalten, Sponsoren gesucht, Pläne für eine Bebauung des Geländes unter Erhaltung des „Landhauses“ auf Servietten skizziert. Doch fanden zuletzt unterschiedliche und selbst wohlmeinende Interessen wegen fehlender oder gestörter Kommunikationswege nicht zueinander.

Das könnte 2015 anders werden. Die Staatsgalerie Stuttgart erwägt, das Wandbild zu erwerben! Es wäre zu wünschen, dass Schlemmers „Familie“, wenn auch nicht an ihrem Geburtsort, aber zumindest in der gleichen Stadt für immer eine neue Heimat finden könnte.

Literatur und Quellen

Dörthe Jakobs: Wandbild „Familie“ von Oskar Schlemmer, ehemals Teil einer Raumgestaltung im „Haus Keller“ Stuttgart-Vaihingen, Knappenweg 31. Dokumentation Bestand – Zustand, 23. März 2015, Archiv LAD, FG Restaurierung.

Ina Conzen (Hg.): Oskar Schlemmer – Visionen einer neuen Welt, Stuttgart 2014.

Staatsgalerie Stuttgart, Oskar Schlemmer Archiv (Tagebuchaufzeichnungen, Kopien Archiv LAD, Transkription Markus Numberger, Esslingen, 29. 3. 2015). Dörthe Jakobs: Vom Baudenkmal zur musealen Präsentation: Wie mobil sind Wandmalereien?, in: Das Denkmal als Fragment – das Fragment als Denkmal, hg. vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege (Arbeitsheft 21), Stuttgart 2008, S. 453–464.

Deutschlandbilder, Kat. Ausstellung 47. Berliner Festwochen, Berlin 1997.

Helmut F. Reichwald: Zur „Rettung“ des letzten Wandbildes von Oskar Schlemmer, in: Nike Bulletin 1996/2, S. 10–13.

„Das Schicksal sieht uns an“, in: Der Spiegel, Nr. 42, 16. 10. 1995, S. 240–242.

Helmut F. Reichwald: „Alles soll Maß und Proportion sein ...“, Manuskript Vortrag 1995, Akten Archiv LAD, FG Restaurierung.

Stuttgart-Vaihingen, Relazione sull'intervento di restauro al dipinto murale „Family“, 1940, di Oskar Schlemmer (17 dicembre 1994–28 febbraio 1995, Fa. Tecnireco, Spoleto), Archiv LAD, FG Restaurierung.

Dokumentation zu den Untersuchungen von Winfried Heiber 1972 und Thomas Wieck 1981/82, 1992 (Thomas Wieck), Akten Archiv LAD, FG Restaurierung.

Karin von Maur: Oskar Schlemmer Bd. I: Monographie, Bd. II: Oeuvrekatalog, München 1979.

Wulf Herzogenrath: Oskar Schlemmer, die Wandgestaltung der neuen Architektur, München 1973, S. 248.

Kurt Herberts: Wände und Wandbild. Die Wandbildtechniken, ihre baulichen Voraussetzungen und geschichtlichen Zusammenhänge, Stuttgart 1953, S. 430.

Dr. Dörthe Jakobs
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Die Klosterkirche der Seligen Luitgard in Wittichen

Ein mittelalterlicher Bau im barocken Gewand

Unweit der bekannten Klosteranlage Alpirsbach versteckt sich in einem stillen Seitental der Gemeinde Kaltbrunn das ehemalige Frauenkloster Wittichen. Der Ort besitzt regionale Bekanntheit durch die Wallfahrt zur Seligen Luitgard und durch die frühere Bergbautätigkeit. Im engen Tal sieht man sich unvermittelt einem sperrenden, hohen Gebäuderiegel gegenüber, der drei gewölbte Durchlässe für Bach, Straße und Weg bereithält. Der schlichte Kirchenbau daneben überrascht mit seiner Innenausstattung, insbesondere einer Decke mit zahlreichen Bildfeldern. Zwischen 2009 und 2011 wurden die inneren Wandflächen und die Decke einer gründlichen Restaurierung unterzogen. Verbunden damit war nicht nur die Dokumentation der Überreste früherer Raumfassungen, sondern auch die Untersuchung der Bau- und Ausstattungsgeschichte.

Stefan King



Die Klostergebäude

Einst zwängte sich ein umfangreicher Klosterkomplex ins enge Tal. Mehrere Zeichnungen und Stiche, davon gleich drei bildliche Darstellungen innerhalb des Kirchenraums, zeigen den früheren Zustand der Baulichkeiten, stets in der Vogelperspektive von Nordosten. Neben den Ansichten auf dem Hochaltarbild und einem der zentralen Deckenbilder ist die Situation des ausgehenden 17. Jahrhunderts auf dem Gemälde des Luitgardgrabs am präzisesten festgehalten (Abb. 1).

Ein Geviert mit Kreuzgang schloss südlich an die Kirche an und lief in den steilen Berghang hinein. Anfangs nahm es die ganze Klostersgemeinschaft auf. Später kamen mit einem zusätzlichen Flügel die Abtei mit Wohn- und Amtsräumen der Äbtis-

sin auf der Südseite des heutigen Vorplatzes und ein langgezogener Gebäuderiegel nördlich quer über Bach und Straße hinzu. Nur dieser so genannte Lange Bau ist außer der Kirche erhalten geblieben. Der Verbindungstrakt zwischen Langem Bau und Klosterkirche existiert ebenfalls nicht mehr. Reste der das Kloster umgebenden Mauer sind entlang des Waldrands zu finden. In einem kleinen Fachwerkgebäude, das einst Stallungen aufnahm, ist heute ein Museum zur Klostergeschichte eingerichtet.

Die ehemalige Klosterkirche

Im Rahmen einer Renovierung des Kircheninneren wurden von den Baugerüsten aus zahlreiche Baubefunde sichtbar, die eine Entschlüsselung der Bau-

1 Der Klosterkomplex im ausgehenden 17. Jahrhundert aus der Vogelperspektive von Nordosten in einer Darstellung am Luitgardgrab. Daneben zum Vergleich die heutige Situation aus gleicher Perspektive, reduziert auf Kirche, Langen Bau und frühere Stallung.





geschichte erlaubten. Eckdaten ergab die dendrochronologische Altersbestimmung zahlreicher Holzproben aus dem Dachbereich. Von allen Wandflächen wurden detaillierte Aufmaßzeichnungen erstellt, die als Grundlage für die restauratorische und bauhistorische Kartierung dienen. So wurden die an der Oberfläche liegenden Putzschichten nach Entstehungszeit farblich unterschieden kartiert. Entstanden ist ein schwer zu entwirrendes Bild vielfacher Überlagerungen von den ältesten Schichten bis hin zu alles überziehenden Stromleitungskanälen (Abb. 2). Mit den gleichen Farben sind die einzelnen Bauphasen im Grundriss dargestellt (Abb. 3). Die fünf wichtigsten Stationen der Baugeschichte werden nachfolgend vorgestellt.

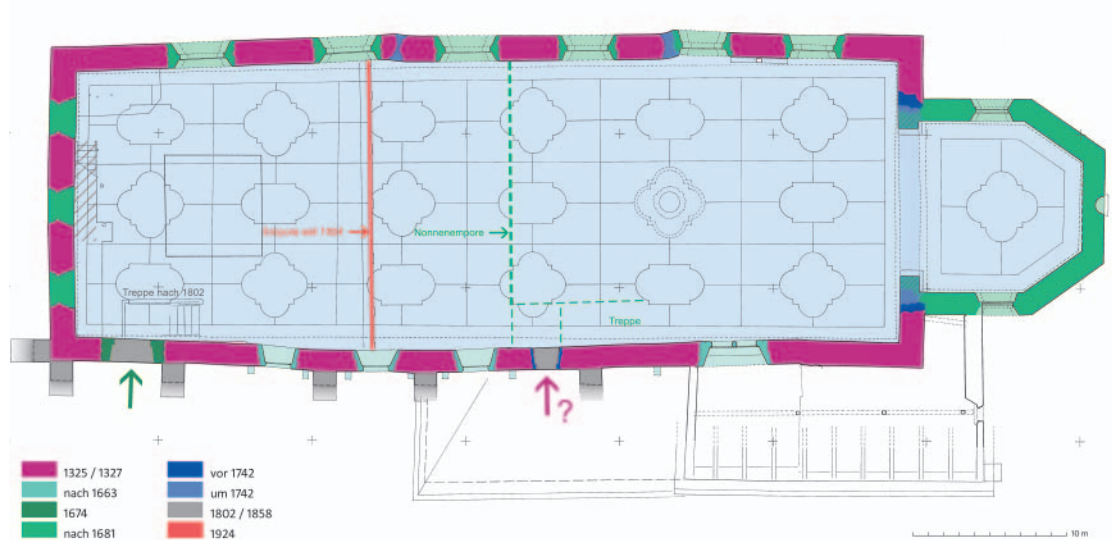
Errichtung der Klosterkirche im 14. Jahrhundert

Die Überlieferung berichtet von der Gründung des Klosters 1325 durch die Selige Luitgard, doch schon 1327 brannten die Gebäude nieder und mussten erneut errichtet werden. Das einschiffige Langhaus des heutigen Kirchenbaus geht in ganzer Länge und Breite sowie bis zur Traufhöhe auf die Gründungszeit im 14. Jahrhundert zurück. Dies war zu Beginn der Untersuchung so nicht erwartet worden, denn das mittelalterliche Mauerwerk liegt unter jüngeren Putzschichten und ist nur im Dachraum oberhalb der Sakristei einsehbar. Auch spätere Umbauten haben von den Architekturteilen aus Werkstein nur wenig übrig gelassen. Für Bruch- und Werksteine fand unweit anstehender, rötlicher Buntsandstein Verwendung.

Von den mittelalterlichen Elementen ist das Eingangsportal am augenfälligsten. Es hat die Form eines gedrückten Spitzbogens ohne Tympanon, und die schlichte Profilierung seines Gewändes läuft unten in steile Schrägen ein. Auf der Nordseite verläuft außen ein gekehltes Kaffgesims, das die

2 Die Innenflächen der Umfassungswände mit farblicher Kartierung der Wandputze und Architekturteile nach Baualter: a: nördliche Längsseite, b: westliche Schmalseite mit Portal, c: Triumphbogenwand, d: südliche Längsseite (Kartierung Britta Finsterbusch 2010).

3 Grundriss auf Höhe der Empore mit farblicher Darstellung der Baualter bzw. Bauphasen.



untere Begrenzung für die gotischen Fensteröffnungen an der Stelle der heutigen Fenster bildete. Auf der Südseite begleitet ein gekehltes Traufgesims die Mauerkrone. Ein sich über das Luitgardgrab spannender Spitzbogen ist zwar mittelalterlichen Ursprungs, dort aber freistehend aufgebaut. Über seinen früheren Einbauort ist nichts bekannt. Heute ist die westliche Stirnwand der Kirche gänzlich fensterlos, doch war dem nicht immer so. An ihrer Innenseite wurden die Umrisse von fünf vermauerten Spitzbogenfenstern in zwei Ebenen sichtbar (Abb. 2b). Diese Anordnung lässt bereits für die Bauzeit eine Nonnenempore vermuten. Davon lagen zwei kleinere Öffnungen unterhalb der Empore, und drei größere oberhalb derselben, von denen die mittlere Öffnung die seitlichen überlagerte (Abb. 4).

Die Form des ursprünglichen Ostabschlusses der Kirche konnte nicht ermittelt werden. Aufgrund vorhandener Mauerfugen ist zu vermuten, dass das Langhaus im Osten gerade geschlossen war, sodass der Altarraum innerhalb des heutigen Langhauses gelegen hätte. Da der gesamte sichtbare Innenputz aus späterer Zeit stammt und die bauzeitlichen Oberflächen verbirgt, ist über die mittelalterliche Ausgestaltung des Innenraums nichts bekannt.

Wiederaufbau nach einem Brand 1663

Für das Jahr 1640 ist ein Brand des Klosters überliefert, dem sich jedoch keine Spuren am Gebäude gesichert zuschreiben lassen. Anders bei einem abermaligen Brand 1663, denn nach dendrochronologischer Datierung wurde das Langhausdachwerk mit liegendem Stuhl bereits im Folgejahr 1664 aufgeschlagen. Deutliche Brandspuren an den im Dachraum einsehbaren mittelalterlichen Mauerpartien lassen sich nur unspezifisch einem dieser beiden Brände zuschreiben.

Die Kirche beließ man nach dem letzten Brand in der alten Form und verputzte den Innenraum neu. Die Raumdekoration fiel karg aus: Lediglich kreisrunde Weihekreuze in Ocker an den Längswänden sowie ebenfalls ockerfarbene Umrandungen winziger applizierter Kreuzchen über den Scheiteln der großen Westfenster, mittig in Verbindung mit dem Christusmonogramm IHS, konnten nachgewiesen werden (Abb. 5). Das Deckengebälk war offen sichtbar.

Die damalige Empore war größer als heute und durchmaß etwa die halbe Länge des Langhauses. Hier befand sich der Nonnenchor, den die Nonnen direkt von der Klausur betraten und auf dem sie sich zu Gottesdienst, Andacht und Gebet aufhielten. Die in der Südwand liegende und heute vermauerte Tür lag direkt östlich vor der Empore. Dort hat auch eine Treppe, die die Spende der Heiligen

Kommunion erlaubte, Kirchenraum und Empore miteinander verbunden. Von ihr sind Spuren in Form von Abdrücken im Wandputz erhalten geblieben (Abb. 2d). Um mehr Licht auf die Empore zu bringen, wurden drei kleine Fenster in der Südwand angelegt, die wegen des Dachs der anstoßenden Klausur weit oben liegen. Ein Doppelfenster oberhalb der Kanzel gehörte zu einem Oratorium, wodurch es zum Beispiel erkrankten Mitgliedern der Gemeinschaft möglich war, dem Gottesdienst beizuwohnen.

Eine zweite Türverbindung zur Empore wurde wenig später in die Südwand gebrochen. Ihre Umrisse sind oberhalb des heutigen Emporenaufgangs erkennbar (Abb. 2d). Ihr rundbogiges Werksteingewände trägt eine Profilierung in Form eines stark gehöhlten Karnies mit rechtwinkliger Kröpfung am unteren Ende. Die Tür verband die Räumlichkeiten der Äbtissin mit der Kirche. Nach Putzbeurkundungen kann die in eine der Steinkonsolen eingehauene Jahreszahl 1674 auf die Entstehung der Tür übertragen werden.

Neugestaltung in den 1680er Jahren

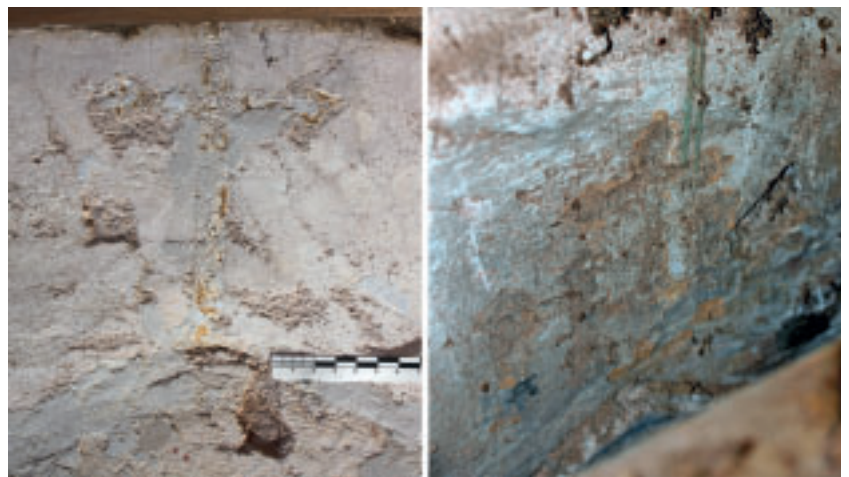
Nach dem Brand von 1663 war die Kirche zwar zügig, aber in einfachster Form wiederhergestellt worden, und man wandte sich danach wohl den übrigen Baulichkeiten zu. Erst in den 1680er Jahren wurde eine umfassende Neugestaltung des Kirchenraums in Angriff genommen. Dendrochronologisch konnten der Dachturm ins Jahr 1682 und das Dach des Altarraums ins Jahr 1685 datiert werden. Der polygonale Ostabschluss wurde damals insgesamt neu errichtet. Seine Decke lag anfangs etwa 1 m tiefer als heute, deren Lage sich im Wandputz abzeichnet (Abb. 2a; 2d). Auch die Bogenansätze des niedrigeren Chorbogens sind anhand von Unebenheiten knapp oberhalb des Ewigen Lichts ablesbar (Abb. 2 c).

Gleichzeitig veränderte man die Fensteröffnungen auf der Nordseite des Langhauses und verlieh ihnen die Schulterbogenform der neuen Fens-



4 Rekonstruktionszeichnung der westlichen Schmalseite mit bestehendem Portal und fünf Spitzbogenfenstern, deren Umrisse sich auf der Innenseite abzeichnen. Ihre Maßwerkfüllungen sind frei ergänzt. Ebenfalls ergänzt ist der von rechts anstoßende Klausurflügel.

5 Umrandungen winziger applizierter Kreuzchen über den Scheiteln der großen Westfenster: links des nördlichen Fensters während der Restaurierung, rechts des mittleren Fensters in Verbindung mit Christusmonogramm, hinter der Kehle der Holzdecke gelegen.





6 Weihekreuz auf der Innenfläche des Triumphbogens mit angehängten Schleifen während der Restaurierungsarbeiten.

7 Kirchenraum nach Abschluss der 2009 bis 2011 erfolgten Restaurierungsarbeiten. Er ist dem Zustand des 18. Jahrhunderts angenähert, mit Ausnahme der Holz-sichtigkeit der Decke.

ter des Ostabschlusses. Auf der Südseite wurden die hochliegenden Emporenfenster nach unten verlängert und die fünf gotischen Spitzbogenfenster in der Giebelwand zugemauert. Grund dafür war sicherlich die Errichtung eines westlich anschließenden Gebäudes.

Der Innenraum erhielt eine farbige Dekorationsmalerei. Um Fenster, Türen und Kanzel sowie unterhalb von Decke und Empore verliefen breite graue Bänder mit schwarzen und weißen Schrägstrichen, die den Eindruck gedrehter Seile vermittelten. Zusätzlich war oberhalb der Öffnungen Rollwerk in Gelb- und Rottönen aufgemalt, wovon bei der neuerlichen Restaurierung Reste um die Tür zur Sakristei sichtbar belassen worden sind. Als effektvolle Kulisse für den Hochaltar bedeckten gemalte Vorhänge die Wände des Altarraums, deren Drapierung in den Ecken mit Knoten und Bommeln endete. Die Weihekreuze im Langhaus wurden in Rot mit angehängten Schleifen überfasst und um weitere Weihekreuze im neuen Altarraum ergänzt (Abb. 6). Der gesamte Kirchenraum erhielt eine erste flache Holzdecke. Mit der Fertigstellung eines 1687 signierten neuen Hochaltarbilds fanden die Arbeiten ihren Abschluss.

Neugestaltung im 18. Jahrhundert

Zur Aufstellung der dreiteiligen Gruppe aus Hochaltar und zwei Seitenaltären, wie sie heute besteht, wurden der Altarraum und der Triumphbogen erhöht. Das dendrochronologische Datum 1742 für den Umbau lieferte das neue Deckengebälk. Die

Fertigstellung der Altäre beziehungsweise der Altarbilder nahm noch längere Zeit in Anspruch. Einer Inschrift zufolge wurde das alte Hochaltarbild von 1687 erst 1751 ein Stück nach unten verlängert und in den neuen Hochaltar eingesetzt. Die Seitenaltarbilder sind 1770 signiert. Auch die Kanzel ist in diesem Zusammenhang entstanden. Um die prächtige neue Ausstattung gut zur Geltung kommen zu lassen, waren die Wände ganz in Weiß gehalten (Abb. 7).

In Langhaus und Altarraum sowie unter der Empore wurden die heute bestehenden Holzdecken angebracht. Profilierte Leisten bildeten große Kassettenfelder, an deren Kreuzungspunkten Bildtafeln eingefügt sind. Inmitten von Heiligen, Evangelisten und Aposteln ist die Vision der Seligen Luitgard dargestellt (Abb. 8). Die Stigmatisation des hl. Franziskus zierte die Decke über dem Hochaltar. Zwei der Bildtafeln tragen die Signatur des Künstlers „M. Shiele“, von dem keine weiteren Arbeiten bekannt sind.

In der Mittelachse rahmen geschnitzte Wolken eine Darstellung des Heiligen Geistes (Abb. 9). Tatsächlich ist dieser auf einen Deckel aufgemalt, der gehoben werden kann und sicherlich im Zusammenhang mit Inszenierungen an Christi oder Mariae Himmelfahrt stand. Die heute holzsichtige Decke war anfangs vermutlich weiß gestrichen und im Erscheinungsbild einer Stuckdecke ähnlich. In den Rahmen der Umgestaltungen fiel auch die Reparatur eines starken Überhangs innerhalb der Nordwand. Diese Stelle war in früherer Zeit bereits schon mit einem Strebepfeiler gesichert gewesen,





8 Bildtafel innerhalb der Holzdecke des Langhauses: Vision der Seligen Luitgard mit Darstellung der Klostergebäude im Zustand des 18. Jahrhunderts.

9 Geschnittener Wolkenrahmen in der Mittelachse der Holzdecke mit Darstellung des Heiligen Geistes auf einem abhebbaren Deckel, der vermutlich Inszenierungen an Christi oder Mariae Himmelfahrt diente.

wie ihn bildliche Darstellungen zeigen. Ein größerer Wandabschnitt wurde nun in einer sicher recht aufwendigen Maßnahme in die Vertikale zurückgedrückt, was starke Stufungen und Buckel auf Außen- und Innenseite hinterlassen hat (Abb. 2a; 3).

Nachklösterliche Zeit und Restaurierungen

Nach Auflösung des Nonnenklosters 1802 wurde die Klosterkirche zur Pfarrkirche. Umfangreiche Veränderungen waren dafür nicht notwendig, doch mussten die Verbindungstüren zur Klausur geschlossen und deshalb Treppenaufgänge zu Empore und Dachraum innerhalb des Kirchenraums geschaffen werden. 1841 starb die letzte in Wittichen verbliebene Klosterfrau. Weil der Unterhalt für die teilweise in den Hang hineingebauten Klostergebäude hoch war und es keine Nutzung dafür gab, ging man 1858 daran, den größten Teil davon abzutragen. Als Ersatz für deren stützende Funktion fügte man der Kirche hohe Strebeböden an.

1924 erfolgte eine Verkürzung der ausgedehnten Nonnenempore. Die drei dabei entfernten Bildfelder der unter der Empore befindlichen Decke sind im Museum ausgestellt. Eine Restaurierung des Innenraums, deren eingreifendste Maßnahme die Entfernung von Anstrichen und jüngeren ornamentalen Dekorationen an den Holzdecken war, fand 1964 bis 1967 statt.

Die von 2009 bis 2011 erfolgten Restaurierungen orientierten sich an dem im 18. Jahrhundert geschaffenen Zustand mit weiß gefassten Wandflächen. Die Decke wurde jedoch im vorgefundenen holzsichtigen Zustand belassen. Von den sehr rudimentär erhaltenen und nur mit Mühe im Zusammenhang erkennbaren Malereien des 17. Jahr-

hunderts wurden lediglich einige wenige Stellen sichtbar belassen.

Eine öffentliche Vorstellung der Restaurierungsarbeiten und der Ergebnisse der Bauuntersuchungen stieß beim „Tag des Offenen Denkmals“ 2010 auf großes Interesse. Im Inneren der Kirche wurde deshalb eine Erklärungstafel zur Baugeschichte angebracht. Seit Abschluss der Sanierungsphase bildet die Kirche erneut das Zentrum der Pfarrgemeinde und ist wieder beliebtes Ziel für Pilger, Wanderer und Kunstliebhaber.

Praktischer Hinweis

Klostermuseum Wittichen
Wittichen 138
77773 Schenkenzell
Tel. 07836/939751
www.schenkenzell.de
Öffnungszeiten nach Vereinbarung.

Literatur

Werner Scheurer: Kath. Pfarrkirche, ehem. Klosterkirche Allerheiligen Wittichen, München 1991.
Johannes Gatz: Wittichen/Schwarzwald, Terziarinnen – Klarissen, in: *Alemania Franciscana Antiqua* 18. Bd., 1973, S. 127–242.
Albert Hiss: *Kaltbrunn-Wittichen einst und jetzt*, Freiburg 1966.
Ludwig Heizmann: *Das Frauenklosterlein Wittichen, Amt Wolfach im Kinzigtal – zum sechshundertjährigen Gründungsjubiläum*, Bühl 1925.

Dipl.-Ing. Stefan King
Kandelstraße 8
79106 Freiburg

Glossar

Kaffgesims

Gesims, das unterhalb gotischer Fenster verläuft, diese gestalterisch zusammenbindet und in deren schräge Fensterbank übergeht.

Karnies

Profilform in S-Form aus Wulst und Kehle direkt ineinander übergehend.

Triumphbogen

Weite Öffnung, die Langhaus und Altarraum verbindet, begrifflich hergeleitet von Ehrenbögen der römischen Antike.

Wandmalereien in der Altstadtkirche St. Martin in Pforzheim

Die Restaurierung einer Restaurierung



Die mittelalterlichen Wandmalereien im Chor der Altstadtkirche St. Martin in Pforzheim wurden 2013/14 untersucht und restauriert (Abb. 1; 2). Sie waren im Zweiten Weltkrieg infolge von Bombardierungen sichtbar geworden und 1952 einer damals wegweisenden Restaurierung unterzogen worden. Diese Malereien sind nicht nur ein bedeutendes kirchliches Kunstwerk und kunstgeschichtliches Zeugnis, sondern auch ein bemerkenswertes restaurierungsgeschichtliches Dokument. Bei der jetzigen Bearbeitung galt es, im Konzept der Restaurierung nicht weniger als die Gesamtheit dieser Eigenschaften zu berücksichtigen.

Julia Feldtkeller

Kriegsfolgen

1 Nordwand, fotografische Aufnahme 2013

2 Südwand, fotografische Aufnahme 2013

Am Abend des 23. Februar 1945 wurde Pforzheim bei einem schweren Luftangriff fast völlig zerstört. Über 17 000 Menschen kamen ums Leben. Auch die Altstädter Kirche im Bereich des ältesten Siedlungskerns der Stadt war schwer getroffen.

Spren- und Brandbomben hatten große Teile des Schiffs und alle Dächer zerstört. Erhalten blieben nur der Turm und der Chor mit seinem Gewölbe. Ein Bild der Kirche inmitten der Trümmerwüste führt eindrücklich vor Augen, wie nahe dieses Denkmal dem Totalverlust war (Abb. 3). Eine dazu fast widersprüchliche Situation bot sich im Chor





3 Altstadtkirche inmitten der Trümmerwüste, 1945



4 Südwand während der Freilegung, 1946.

der Kirche. Hier brachten die Kriegszerstörungen einen kulturellen „Zugewinn“: Infolge der schweren Erschütterungen waren Teile des Wandputzes abgefallen, wodurch an der Nord- und Südwand bis dahin unbekannte mittelalterliche Wandmalereien sichtbar wurden.

Aufdeckungen von Wandmalereien als Folge schwerster Bombardierungen sind verschiedentlich überliefert. Dabei ruft die Gleichzeitigkeit von Zerstörung und Gewinn besondere emotionale Empfindungen hervor. Die Wandmalereien werden als „Trost“, als „Geschenk des Schicksals“ oder sogar als „Wunder“ bezeichnet. Dieser bedeutungsgeladene Zusammenhang war auch der Grund dafür, dass man sich trotz der allgemein äußerst schwierigen Alltagssituation sogleich um die Sichtbarmachung und Restaurierung der Wandmalereien bemühte – so auch in der Pforzheimer Altstadtkirche. Die unmittelbar nach Kriegsende begonnenen Freilegearbeiten wurden nur vorübergehend eingestellt. Im Mai 1946 hatte Emil Lacroix als Amtskonservator des Landesdenkmalamts die Kirche besucht und dringend empfohlen, die Wandmalereien erst dann weiter freizulegen, wenn das Chordach wenigstens provisorisch gedeckt sein würde. Nach der Reparatur des Dachs im Sommer 1946 führte der Pforzheimer Kunstmaler Karl Stretz die Freilegung fort (Abb. 4). 1947 waren diese Arbeiten abgeschlossen. 1949 bis 1953 folgten der eigentliche Wiederaufbau und die Renovierung der Kirche. In diesen Abschnitt fiel auch die Restaurierung der Wandmalereien im Chor. An ihr hatte Lacroix wesentlichen Anteil. Er formulierte das Restaurierungskonzept, empfahl einen für die Umsetzung geeigneten Restaurator und begleitete dessen Arbeiten. Diese Restaurierung dauerte von April bis September 1952 (Abb. 5). Seither blieben die Malereien unangetastet.

Aktuelle Situation und Bestandsaufnahme

60 Jahre später stand eine erneute Renovierung des Kirchenraums bevor. Sie bot zunächst den Anlass für eine restauratorische Begutachtung der Wandmalereien. Bestand und Zustand der Malereien mussten erfasst werden, um die Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer Konservierung und Restaurierung zu klären. Prinzipiell enthält jedes Restaurierungskonzept immer auch eine grundlegende Entscheidung über die Weitergabe des Denkmals und seiner Geschichte an die Zukunft. Mit ihrer praktischen Umsetzung wird diese Entscheidung dem Denkmal in der Regel irreversibel eingeschrieben. Schon allein darin ist die Forderung nach dauerhaft und langfristig überzeugenden Restaurierungskonzepten begründet. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist die eingehende Analyse des Objekts und seiner Historie. Bei den



5 Blick in den Chor Richtung Südost nach Abschluss der Restaurierung und des Wiederaufbaus, 1954.

Wandmalereien der Altstadtkirche war zunächst die frühe Geschichte anhand der nachrichtlichen und materiellen Überlieferung zu erkunden. Für die jüngere Zeit konnten zusätzlich schriftliche und fotografische Quellen aus dem Archiv der Landesdenkmalpflege hinzugezogen werden.

Die ältesten Bauteile der Kirche stammen noch von einer Pfeilerbasilika aus dem frühen 12. Jahrhundert. In den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts wurde der Chor der Kirche abgebrochen und durch das bis heute erhaltene kreuzgewölbte Chorquadrat und einen 5/8-Polygonschluss ersetzt. Aus dieser Bauphase des Chors stammt die flächige Verputzung seiner Innenwände. Die erste Gestaltung bestand aus einer Quadermalerei mit weißen Fugen auf rotem Grund, die das Chorghaupt, das Gewände des südlichen Fensters und die Arkadenbögen bedeckte, während die Wandflächen des Chorjochs hell getüncht waren. Eine schwarze Linie mit Perlstab begleitete die Außenkonturen des gemalten Quaderwerks. Die freskale Anbindung der Farben spricht dafür, dass die Fassung unmittelbar im Anschluss an die Verputzung der Wandflächen ausgeführt wurde.

Ein Jahrhundert später, in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts, wurden die Nord- und Südwand des Chorjochs ganzflächig bemalt. In allen anderen Bereichen blieb die Architekturpolychromie weiterhin sichtbar. Die zur Bemalung vorgesehene Fläche überstrich man zunächst mit einer hellen Kalktünche.

6 Südwand, hl. Barbara, 2014.

7 Nordwand, Maria, 2014.



Die figuralen Malereien entstanden in mehreren Arbeitsschritten. Zuerst legte man die Darstellungen mit einer roten Pinselzeichnung auf der hellen Tünche an. Die Zeichnung ist locker und gekonnt mit einer sehr flüssigen Farbe ausgeführt. Zahlreiche Laufspuren und Farbspritzer lassen auf ein schnelles Arbeiten schließen. Mindestens zwei Maler waren an der Ausführung der Vorzeichnung beteiligt, wie unterschiedliche Handschriften belegen (Abb. 6; 7). Auf der Vorzeichnung legten die Maler die deckenden Lokalfarben in Rot, Grün, Gelb und Grau, seltener Blau an. Es folgten die Modellierung in Farbtonvarianten der Lokalfarbigkeit und abschließend die Lichter sowie schwarze Kontur- und Schattenlinien (Abb. 8). Die figürlichen Malereien sind routiniert und frei ausgeführt. Sie weichen oft erheblich von der roten Vorzeichnung ab. Bemerkenswert ist, dass man in manchen Bereichen auch ganz auf die eigentliche Ausführung der Malerei verzichtete, die skizzenhafte Vorzeichnung also sichtbar blieb. Das gilt beispielsweise für die Gesichter der Betenden unter dem Schutzmantel der Madonna an der Südwand (Abb. 9).

Bildprogramm

Die Darstellungen zeigen an der Nordwand im oberen Bildfeld Christus als Weltenrichter mit Maria und Johannes sowie die Auferstehung der Toten. Im mittleren Register sind die Seligen und die Verdammten zu sehen, die nach links von Petrus ins Paradies geführt oder rechts von Teufeln in den Höllenschächten gezogen und geschoben werden. Das untere Register ist den zwölf Aposteln mit Christus in ihrer Mitte vorbehalten. Über ihren Köpfen sind Fragmente eines Schriftbands zu erkennen, das Teile des Apostolischen Glaubensbekenntnisses wiedergibt. Die Südwand zeigt ein Nebeneinander von einzelnen Bildfeldern: oben links den Erzengel Michael sowie im rechts benachbarten Bildfeld die hl. Barbara, die sich gemeinsam mit einem knienden Stifterpaar dem hl. Sebastian zuwendet. In der Mittelzone sind östlich des Fensters der hl. Wendelin sowie darunter die Heiligen Barbara und Ottilia dargestellt und jeweils durch Inschriften bezeichnet. Das große Bildfeld westlich des Fensters zeigt eine Schutzmantelmadonna und darüber, von einem Wolkensaum abgegrenzt, die Trinität, in der Gottvater seine Hand mit einem langen Richtschwert erhebt.

Spätere Veränderungen

In der frühen Neuzeit wurden die mittelalterlichen Wandmalereien flächig überstrichen. Möglicherweise geschah dies im Zusammenhang mit reformatorisch motivierten Veränderungen des Kirchenraums. Ein erstes Element, das in direktem Bezug



zu den Wandmalereien steht und zudem datiert werden kann, ist das Epitaph der Familie Beckh mit dem darauf genannten Sterbedatum 1625. Die reich verzierte Steintafel wurde an der Nordwand aufgehängt, wobei man nur Dübel und nicht die gesamte Fläche in die Wand einließ. So blieb die Wandmalerei dahinter erhalten. Zur Überputzung der Wandflächen im Chor kam es vermutlich erst 1823/24, als das alte Kirchenschiff durch einen Neubau ersetzt und die gesamte Kirche renoviert wurde. Zur Vorbereitung der Überputzung hackte man die Wandmalereiflächen auf. Von dieser unabsichtlichen Zerstörung verschont blieb allein die Fläche hinter dem Beckh'schen Epitaph.

Im Jahr 1874 erhielt die Raumschale eine historisierende Gestaltung. Dazu gehörten unter anderem ein gemalter Sternenhimmel im Chorgewölbe, mehrfarbig gefasste Rippen sowie ein hohes Wandtäfer im Chorraum. Bei der nächsten Renovierung 1936 führt die Abneigung gegen den Historismus zu einer radikalen Entdekorierung und „Säuberung“ des Kirchenraums. Das Ergebnis wirkt rückblickend wie eine Vorwegnahme jener Nachkriegsmodernisierungen, in denen sich eine Art Bauhaus-Ästhetik durchsetzte.

Freilegung und Restaurierung in den Nachkriegsjahren

Die weitere Geschichte begann mit dem eingangs geschilderten Ereignis der Sichtbarwerdung durch kriegsbedingte Erschütterungen. Die anschließende Restaurierung von 1952 verlieh der Wandmalerei eine zusätzliche Bedeutungsebene, da das Ergebnis, zumindest aus heutiger Sicht, nicht von

den örtlichen und zeitlichen Bedingungen zu trennen ist, sondern auch als deren Dokument zu gelten hat. Dieser Konnex sei im Folgenden näher beschrieben, denn er war nicht zuletzt ausschlaggebend für die Zielsetzung der jüngst abgeschlossenen Restaurierung.

Den Auftrag zur Restaurierung erhielt der Kunstlehrer Manfred Knittel aus Au bei Freiburg i. Br., der bereits in Tiefenbronn, Oberrotweil und Schopfheim sein Können als Wandmalereirestaurator unter Beweis gestellt hatte. Die Arbeiten erfolgten in enger Abstimmung mit dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege Karlsruhe und Emil Lacroix. In einem Zeitungsartikel, der 1952 anlässlich des Abschlusses der Arbeiten erschienen war, wurden die Leitlinien der Restaurierung wie folgt zusammengefasst: „Bei der Restauration (...) hat man sich viel Zeit gelassen. Es ging in erster Linie nicht um das Retuschieren der fehlenden Stellen, sondern um das Erhalten des Kunstwerks als solches. Das Alte und das neu Ergänzte ist bei aller angestrebten Angleichung doch so deutlich getrennt worden, daß es sich abhebt und man nicht von einer Verfälschung sprechen kann. Wo nicht die ursprüngliche Linienführung zu erkennen war, wurde auch nichts nachgezogen. Die unzähligen Pickelhiebe, die sich über die ganze Malerei hinwegziehen und die damals eingeschlagen wurden, als man die Wand verputzte, wurden lediglich mit dem jeweiligen Farbton ausgetupft, nicht aber mit Gips zugemacht. Die Restauratoren haben sich das lange überlegt und sind schließlich zu dieser Lösung gekommen.“ Zur praktischen Umsetzung gehörten eine Reinigung, die Sicherung loser Putzschollen, die Fixierung der Malschichten und die Ergänzung von Fehlstellen im Putz (Abb. 10). Als Bindemittel dienten Kalk und Kasein. Das gilt auch für die Retuschen, die als dünne Farblasuren ausgeführt sind. Knittel tönnte Putzergänzungen und Fehlstellen im umgebenden Lokalfarbtönen ein. Mit Lasuren op-

8 Nordwand, Teufel, vom Epitaph ehemals überdeckte Partie, 2014.

9 Südwand, Ausschnitt aus der Darstellung der Schutzmantelmadonna, 2014.



tisch eliminiert wurden außerdem stehen gebliebene Tünchereste und hell hervortretende Hacklöcher. Nach Abschluss der Restaurierung zeigten die Wandmalereien ein homogenes Gesamtbild. Bei näherer Betrachtung blieben jedoch deutliche Verletzungen, Verfärbungen und Unschärfen wahrnehmbar (Abb. 11; 12).

Eine solche Präsentation folgt den Richtlinien zur Wandmalereirestaurierung, wie sie etwa der bayrische Generalkonservator Georg Hager zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgestellt hatte. Ihre gedankliche Basis war Georg Dehios Diktum „Konservieren, nicht Restaurieren!“. Ihr Ziel war die unverfälschte Bewahrung des historischen Zeugnisses bei gleichzeitiger Herstellung eines geschlossenen Gesamtbildes. Für diese Richtlinien, die in der Praxis der folgenden Jahrzehnte immer mehr verdrängt worden waren, ergab sich in der Nachkriegszeit eine günstige Konstellation: Auf der einen Seite war man den Anblick von Trümmern und Ruinen gewöhnt. Das Fragmentarische galt als authentisches Merkmal der Zeit und wurde beispielsweise auch bei Fälschungen von mittelalterlichen Wandmalereien als Echtheitsformel eingesetzt. Darüber hinaus berichten verschiedene Quellen aus der Nachkriegszeit von einer zutiefst emotionalen Wirkung, die von beschädigten Kunstwerken ausging. Man schloss sie „wie einen verletzten und verwundeten Kämpfer in sein Herz“ (Günther Grundmann), wozu etwa auch Assoziationen von Hacklöchern mit Verletzungen beigetragen haben mögen. Auf der anderen Seite vermitteln die Wandmalereien trotz aller Schäden den Eindruck von Dauerhaftigkeit. Trost fand man im Beharrungsvermögen dieser jahrhundertealten Bildwerke gegenüber der Vergänglichkeit. Zugleich war die Bewahrung der Kunst eine Entgegnung auf Krieg und Zerstörung. Doch nur wenn die geschichtlichen Spuren im wiedergewonnenen Gesamtbild sichtbar bleiben, kann das restaurierte Bild im weitesten Sinn als die Materialisierung einer Utopie des Überlebens wahrgenommen werden. Dann wird sie am Ende auch ein Gegenbild

zur makellosen Reinheit, Perfektion und Glätte des modernen Wiederaufbaus.

Der Lübecker Restaurierungsskandal

Lacroix sah in der Restaurierung der Wandmalereien vor allem eine gelungene und auch beispielgebende Umsetzung denkmalpflegerischer Prinzipien. Als eine solche stellte er sie dem Fachpublikum in einem Artikel vor, der 1956 in der Zeitschrift „Maltechnik“ erschien, dem Vorläufer der heutigen „Restauro“.

Kurz nach Abschluss der Restaurierung in der Pforzheimer Altstadtkirche wurden die Lübecker Wandmalereifälschungen publik. Am 6. Oktober 1952 erstattete der Maler und Restaurator Lothar Malskat Selbstanzeige und behauptete, mittelalterliche Malereien in der Lübecker Marienkirche gefälscht zu haben. Wie in Pforzheim waren auch dort Malereien durch Erschütterungen bei einem Luftangriff sichtbar geworden. Die unmittelbar nach Kriegsende begonnene Restaurierung wurde von den zuständigen Amtskonservatoren tatsächlich mehrfach scharf kritisiert. Dass hier jedoch nicht nur restauratorisch manipuliert, sondern malerisch gefälscht wurde, war ihnen entgangen. 1955 kam es zu einem Strafgerichtsprozess, bei dem Malskat und sein Arbeitgeber für schuldig erklärt und bestraft wurden. Für die Denkmalpflege galt die Wandmalereirestaurierung nun als eine der heikelsten und schwierigsten Aufgaben. In diesem Zusammenhang ist der erwähnte Artikel von Lacroix auch als eine Form der Selbstvergewisserung zu lesen, waren die Lübecker Fälschungen doch gewissermaßen eine rückwirkende Bestätigung für das Pforzheimer Restaurierungskonzept und seine Ausführung.

Restaurierungskonzept und Bearbeitung 2014

Für das Restaurierungskonzept von Lacroix und Knittel spricht auch, dass sein Ergebnis noch heute

10 Nordwand: Apostel mit Christus, nach Ausführung der Putzergänzungen, 1952.

11 Nordwand: Apostel mit Christus, nach Abschluss der Restaurierung, 1952.



überzeugt. Von keinem der jetzt Beteiligten wurde der Wunsch nach einer Revision des Erscheinungsbildes geäußert. Im Gegenteil, man wollte ausdrücklich am tradierten Bild festhalten.

Das restauratorisch-denkmalpflegerische Konzept der jüngst erfolgten Bearbeitung wurde aus der Zusammenschau verschiedener Aspekte entwickelt und konnte insbesondere im Hinblick auf fachliche Aspekte mit dem Fachgebiet Restaurierung des Landesamtes für Denkmalpflege eingehend diskutiert werden. Den restauratorischen Untersuchungen zufolge befinden sich Putzschichten und Malereien in einem guten Zustand. Die 1952 eingebrachten Materialien enthalten kein größeres Schadenspotenzial. Selbst ein gesamtflächiger Kaseinüberzug hat nur in sehr geringem Umfang Schäden an der Malschicht hervorgerufen. Neben solchen technischen Aspekten war für das Konzept vor allem die Bewertung der Restaurierung von 1952 ausschlaggebend, die ein stimmiges Bild der mittelalterlichen Malereien hergestellt hatte und nun selbst einen historischen Zeugniswert besitzt. Die jetzige Restaurierung sollte folglich das 1952 hergestellte Ergebnis weitergeben und lediglich auf die seither erfolgten Veränderungen reagieren. In diesem Sinn bezog das Konzept auch Stellung gegen den ständigen Wandel der Kunstwerke durch zeitgebundene restauratorische Revisionen. Gemäß aktueller Tendenzen im Restaurierwesen hätte das vermutlich eine nachträgliche Glättung und Perfektionierung bedeutet. Die Pforzheimer Wandmalereien aber durften ihre „Runzeln, Risse und Wunden“ (Georg Dehio) behalten.

So beschränkte sich die Bearbeitung im Wesentlichen auf eine Abnahme der Oberflächenverschmutzung. Die Schmutzaufgaben hatten eine Dichte erreicht, die die Farbwirkung und die Erkennbarkeit von Details deutlich herabsetzte. Ein zweiter Arbeitsschwerpunkt war die Sicherung von Putzbereichen, die sich in bedenklicher Weise vom Mauerwerk gelöst hatten. Bei der Retusche war besonders bedachtsam vorzugehen. Um nicht unbewusst eigene, zeitgebundene Seh- und Restaurierungsgewohnheiten einfließen zu lassen, bedurfte es eines Korrektivs. Als solches dienten Schwarz/Weiß-Fotografien aus dem Archiv der Karlsruher Denkmalpflege, die nach Abschluss der Restaurierung von 1952 aufgenommen worden waren, sowie Abzüge von Großformatdias des Pforzheimer Fotografen Günter Beck aus dem Jahr 1988. Durch den Vergleich der Fotografien mit dem aktuellen Zustand konnten die zwischenzeitlichen Veränderungen definiert werden. Nur diese Stellen wurden retuschiert. Insgesamt erwiesen sich aber die Veränderungen als so marginal, dass auch die Retuschen eine geringfügige Zutat blieben. So dominieren in der Nahaussicht weiterhin die geschichtlichen Spuren (Abb. 12), während die Wandmale-



rien aus der üblichen Betrachterdistanz das geschlossene Gesamtbild zeigen, wie es 1952 hergestellt wurde.

Literatur und Quellen

Julia Feldtkeller: Pforzheim, Altstadtkirche St. Martin, Wandmalereien im Chor, Dokumentation zur restauratorischen Untersuchung des Bestands und Zustands mit Vorschlägen zur Konservierung und Restaurierung, September 2013 (Archiv Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen und Karlsruhe).

Julia Feldtkeller: Wandmalereirestauration. Eine Geschichte ihrer Motive und Methoden, grazer edition, Bd. 6, Berlin/Wien 2010 (1. Auflage 2008).

Olaf Schulze: Zur Geschichte der Altstadtkirche, in: Tut mir auf die schöne Pforte. Erinnerungsschrift. 40 Jahre Einweihung der wiederaufgebauten Altstadtkirche Pforzheim, 1952–2002, hg. v. der Evangelischen Kirchengemeinde Pforzheim, Pforzheim 2002.

Emil Lacroix: Die Freilegung der Wandmalereien in der Altenstädter Kirche zu Pforzheim, in: Maltechnik 62, 1956, S. 37–40.

Günther Grundmann: Die mittelalterliche Ausmalung der Marienkirche in Lübeck, in: St. Marien, Jahrbuch des St. Marien-Bauvereins 2, 1955, S. 101–124.

Georg Hager: Die Erhaltung alter Wandmalereien, in: Vierter Tag für Denkmalpflege, Erfurt 1903, Stenographischer Bericht, Berlin o.J., S. 41–53; abgedr. in: Die Denkmalpflege 5, 1903, S. 117–120, 129–131.

Praktischer Hinweis

Die Kirche ist jeden Dienstag und Donnerstag von 15 bis 17 Uhr geöffnet.
<http://www.altstadtkirche.de>

Dr. Julia Feldtkeller
Provenceweg 14
72072 Tübingen

12 Nordwand, Ausschnitt aus der Darstellung des Weltgerichts, nach Abschluss der Restaurierung, 2014.



Das ehemalige Reichskloster St. Margarethen in Waldkirch

Neue Erkenntnisse durch Geophysik

Im Stadtbild von Waldkirch ist der Stiftsbereich durch die zahlreichen erhaltenen Barockgebäude rund um die St. Margarethenkirche noch gut ablesbar. Völlig unbekannt ist jedoch die Lage und Ausdehnung der mittelalterlichen Klosterbauten. Jüngste Planungen zum Hochwasserschutz machten Antworten auf diese Frage notwendig. Hierzu erfolgten umfangreiche geophysikalische Untersuchungen, die im Folgenden mit den bisherigen, kleinräumigen archäologischen Aufschlüssen in Übereinstimmung gebracht werden.

Andreas Haasis-Berner

Das Frauenkloster St. Margarethen

Nach seiner Wahl zum Herzog von Schwaben im November 917 gründete Burkhart I. zusammen mit seiner Frau Reginlind am Ausgang des Elztales das Kloster St. Margarethen. Die Waldkircher Überlieferung sieht in Reginlind, ihrer Mutter Gisela sowie der Schwiegertochter des Gründerpaares, Hadwig, die maßgeblichen Förderer. Aufgrund einer Übereinkunft zwischen Burkhart II., seiner Frau Hadwig und Kaiser Otto I. fiel das Kloster nach dem Tod von Burkhart und Hadwig an das ottonische Königshaus. Aus diesem Grund wurde es 994 von Otto III. zum Reichskloster erhoben und mit denselben Rechten ausgestattet wie Kloster Corvey oder Reichenau. Das Benediktinerinnenkloster nahm überwiegend Frauen aus dem Hochadel auf. Für diese waren die strengen Benediktinerklöster ab dem 12. Jahrhundert immer weniger attraktiv. Dadurch kamen immer weniger Nonnen in das

Kloster. Dies und die Folgen der mittelalterlichen Agrarkrise führten zum wirtschaftlichen Niedergang, der 1430 in der Auflösung und Umwandlung in ein Chorherrenstift mündete. Die Chorherren führten das Stift zu neuer Blüte. Äußeres Zeichen dieses neuen Wohlstandes ist das einzigartige Ensemble aus Kirche (Peter Thumb 1732–1734), Propstei, Dekanei sowie weiteren barocken Wohn- und Verwaltungsgebäuden. Sie stehen seit 1954 nach §19 des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg als Gesamtanlage unter Denkmalschutz. Doch diese umfangreichen Baumaßnahmen haben alle oberirdischen Hinweise auf das mittelalterliche Kloster verschwinden lassen. Aus diesem Grund sind archäologische und geophysikalische Untersuchungen der einzige Weg, Hinweise auf Lage und Ausdehnung der mittelalterlichen Baustrukturen zu erhalten. Im Jahre 1178 wird neben der Klosterkirche St. Margarethen und der Leutkirche St. Walburga auch die Kapelle

1 Werkstein aus dem ehemaligen Westportal der St. Margarethenkirche. Gefunden beim Bau der Warmluftheizung 1985.

2 Werkstein, vermutlich ebenfalls aus dem ehemaligen Westportal. Gefunden 1961.



St. Michael genannt. Ein Ölbild aus dem Jahr 1715 lässt die Lage der Klosterkirche und der St. Walburgakirche ungefähr erkennen (Abb. 3).

Bei der Anlage von Warmluftheizungen in den Jahren 1961, 1970 und 1985 wurden an verschiedenen Stellen im Kircheninneren Mauern, Bauhorizonte und Bestattungen dokumentiert. 2012 und 2014 wurden innerhalb und außerhalb der Kirche geophysikalische Messungen durchgeführt, um weitere Aufschlüsse auf die im Boden noch vorhandenen Strukturen zu erhalten. Diese naturwissenschaftlichen Untersuchungen erfolgten auch im Hinblick auf die 2018 in Waldkirch stattfindenden Heimattage, die die 1100-jährige Geschichte des Klosters im Fokus haben. Bei diesen Untersuchungen hat sich auch die katholische Kirchengemeinde finanziell eingebracht. All diese Einzelinformationen wurden nun im Zuge der Ausarbeitung der Klostersgeschichte zusammengeführt und ausgewertet.

Die bisherigen archäologischen Beobachtungen waren sehr punktuell und willkürlich. Die Untersuchungen durch die Geophysiker Christian Hübner und Harald von der Osten-Woldenburg, Letzterer vom Landesamt für Denkmalpflege, erfolgten zwar auf einer großen Fläche, doch lassen sich die hierbei erzielten Ergebnisse nicht in allen Punkten mit den archäologischen Informationen in Einklang bringen. Dennoch können in der Zusammenschau Aussagen getroffen werden, die deutlich über das hinausgehen, was wir bislang von der baulichen Gestalt des ehemaligen Reichsklosters wissen. Das Ergebnis dieser Auswertung soll im Folgenden vorgestellt werden.

St. Margarethenkirche

Die im Inneren der Margarethenkirche angetroffenen Mauerstrukturen lassen sich zu einem rechteckigen Gebäude ergänzen. Der im südlichen Heizungsschacht (HS IV) nachgewiesene Rest des romanischen Portals erlaubt die Deutung als Kirche. Der ehemalige Laufhorizont befindet sich circa 1,2 m unterhalb des aktuellen Niveaus (Langhaus). Im heutigen Chor wurde in einem weiteren Heizungsschacht (HS VI) ein Werkstein im Mauerverband angetroffen, der aufgrund seiner Gestaltung ebenfalls romanischer Zeitstellung ist. Anhand eines Ölgemäldes von 1715 wissen wir, dass die vorbarocke Kirche einen gotischen Chor aufwies. Der Bau eines neuen Chores war durch die Umwandlung in ein Chorherrenstift und die damit verbundenen geänderten liturgischen Anforderungen notwendig geworden.

Im Heizungsschacht IV wurden insgesamt vier Bauhorizonte dokumentiert, die auf mehrfache Umgestaltung hindeuten. Der Werkstein aus dem Westportal weist Stilelemente auf, die von roma-



nischen Westportalen aus der Zeit des späten 11. Jahrhunderts (Kloster Alpirsbach) bis ins frühe 13. Jahrhundert bekannt sind (Abb. 1). Zu diesem romanischen Bau dürfte auch der Stein mit Zickzackfries gehören, der in den 1960er Jahren gefunden wurde (Abb. 2). Eine genauere zeitliche Einordnung ist auf Grundlage der bisherigen Informationen nicht möglich. Festzuhalten bleibt, dass ein Teil der Klosterkirche in der Romanik eine bauliche Ausgestaltung erfahren hat. Ob diese sich nur auf das Westportal beschränkt hat oder einen vollständigen Neubau beinhaltete, ist derzeit ebenso wenig zu beantworten.

Die 1985 angeschnittenen Mauern dürften den Rest eines Westportals darstellen. Sie stehen im rechten Winkel zu Mauern, die 1961 und 1985 nachgewiesen wurden, und scheinen zu demselben Kirchengebäude zu gehören. Dabei kann es sich nur um Reste der hochmittelalterlichen St. Margarethenkirche handeln. Die Breite der Kirche betrug demnach 16 m. Die Länge lässt sich mit 25 m angeben. Die Ausrichtung der ehemaligen Kirche weicht um 13 Grad von der des heutigen Kirchenbaus ab.

St. Walburgakirche

Im Westen der heutigen St. Margarethenkirche konnte innerhalb und außerhalb in etwa 2,2 m (vom Langhaus aus berechnet) bis 2,8 m Tiefe ein rechteckiger Grundriss dokumentiert werden. Zu diesem Gebäude gehören zwei Plattenböden in 0,9 beziehungsweise 1,2 m Tiefe. Der Ostabschluss ist durch eine 1970 dokumentierte Mauer belegbar, der Westabschluss ist nicht sicher erfasst. Die Längsmauern sind bis in eine Tiefe von 3 m nachzuweisen. Das bedeutet, dass sie bei einer Fundamenttiefe von 1 m nur bis zu einer Höhe von 2 m abgebrochen wurden. Unter Berücksichtigung der Topografie lässt sich dies nur so deuten, dass der Höhenunterschied beim Bau der barocken St. Margarethenkirche durch eine Aufschüttung im Wes-

3 Umzeichnung eines Ölbildes von 1715 mit Darstellung der St. Margarethenkirche mit gotischem Chor (links) und der St. Walburgakirche (rechts).

4 Kirche St. Margarethen, 1732 bis 1735 durch Peter Thumb erbaut.



ten ausgeglichen wurde. Der bemalte Putz an der Ostmauer spricht für einen sakralen Raum. Einige Anomalien weisen auf Gräber hin. Somit sind in diesen Baustrukturen die Überreste der St. Walburgakirche zu erkennen. Sie dürfte 12,5 m breit und 25 m lang gewesen sein.

Die Friedhöfe

Hinweise auf Bestattungen gibt es auf der Westseite der St. Walburgakirche. Auf diesem Friedhof wurden Bewohner der Oberstadt und der Stadt Waldkirch beigesetzt. Schriftquellen belegen, dass auch in der Kirche Bestattungen existiert haben. Die Kirche selbst wurde nur bis Mitte des 16. Jahr-

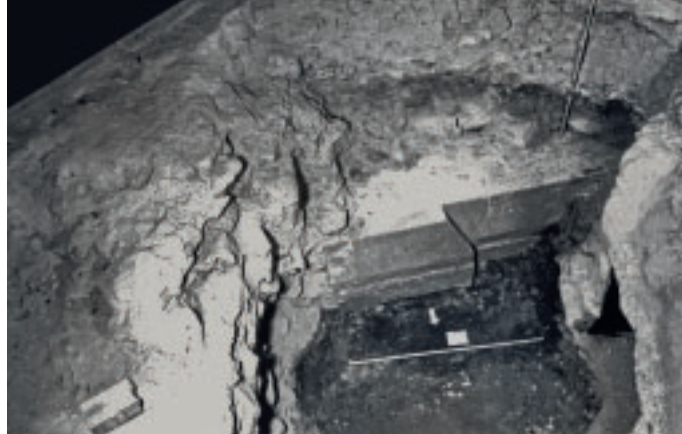
hunderts zu liturgischen Zwecken genutzt und dann einer profanen Nutzung zugeführt. Die Feier des Gottesdienstes erfolgte dann ausschließlich in der St. Margarethenkirche. Wie lange der Friedhof genutzt wurde, ist nicht eindeutig zu klären. Aufgrund von Überfüllung schloss man 1629 den bisherigen Laienfriedhof und richtet einen neuen, circa 800 m nördlich davon gelegenen Friedhof ein. Wenn das Gelniveau der St. Walburgakirche bei 2,2 m unter dem heutigen Langhaus lag und die Höhe des in HS IV und HS VI erschließbaren Gelniveaus bei etwa 1,5 m, bedeutet dies einen Höhenunterschied von 0,7 m zwischen beiden Gebäuden. Wie er überbrückt wurde, ist derzeit nicht bekannt.

Wo befand sich die Klausur?

Somit können wir zwar Lage und Größe der beiden Kirchen angeben, nicht jedoch die der Klausur. Hierzu gibt es bislang keine Baubefunde. Da eindeutige Hinweise auf Bestattungen auf der Nordseite der ehemaligen St. Margarethenkirche vorhanden sind, scheidet dieses Areal aus. Ob es sich hierbei um den Nonnenfriedhof handelt, ist unklar. Auch der sehr schmale Bereich zwischen beiden Kirchen ist auszuschließen. Ungewöhnlich für eine Klausur wäre der Bereich um den Chor. Somit bleibt nur der Süden der St. Margarethenkirche als mögliches Areal. Anzunehmen ist zumindest, dass ein Gebäude (Dormitorium, Refektorium) an die Südwestecke angeschlossen war und somit einen Riegel zum westlich liegenden Laienfriedhof bildete. Somit wäre auch ein direkter Zugang vom Dormitorium zur erwartenden Empore in der Kirche möglich gewesen. Hinweise auf einen Kreuzgang im Süden der heutigen Kirche erbrachten die geophysikalischen Messungen nicht.



5 Umzeichnung der archäologischen und geophysikalischen Befunde mit Rekonstruktion.



Insgesamt scheint die bauliche Gestalt mit zwei verhältnismäßig kleinen Kirchen und einer derzeit nur hypothetisch erschlossenen Klausur sehr bescheiden. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass das Kloster von den Burkhardingern gegründet und gefördert wurde, diese Förderung aber mit dem Tod von Otto III. erlosch. Ob sich die Vögte des Klosters, die Herren von Schwarzenberg, als Förderer eingebracht haben, ist derzeit nicht belegbar.

Zur Topografie um 918

Verschiedene archäologische Beobachtungen rund um das Klostergebiet lassen beachtliche Veränderungen in der Topografie erkennen. Denn durch den Dettenbach, der einst nördlich des Klosterareals vorbeifloss, gelangten nach Starkregen erhebliche Sedimente in das Elztal. Sie führten im Laufe der Jahrhunderte zu einer Aufhöhung des Areals, die auf dem Kirchplatz seit der Römerzeit gut 2 m beträgt. Beachtet man auch die barocke Aufschüttung im Bereich des derzeitigen Kirchenvorplatzes, so gelangt man im Vergleich zu heute zu einer ganz anderen Topografie. Das Kloster, bestehend aus der St. Margarethenkirche, den Konventgebäuden und dem Friedhof sowie die St. Walburgakirche mit Friedhof und die Kapelle St. Michael wurden ganz offensichtlich auf einer Art Geländesporn gegründet. Westlich und nördlich davon fiel das Gelände ab. Heute ist dieser Siedlungskern unter der barocken Stiftskirche und unmittelbar um diese herum zu identifizieren. Demnach ist dieses Areal denkmalpflegerisch besonders schützenswert.

Vergleich mit anderen Frauenklöstern

Archäologische Informationen zu zeitgleichen Frauenklöstern sind nach wie vor recht selten und betreffen immer nur Ausschnitte. Einige Grundzüge lassen sich aber erkennen. Zum einen wurden die meisten Klöster im Frühmittelalter zunächst in Holz gebaut und dann später durch steinerne Bauten ersetzt. Die Kirchen sind hier immer die ersten Steinbauten, denen die Funktionsgebäude folgen. Der Ausbau der Wohn- und Wirtschaftsgebäude in Stein kann sich bis in das 12./13. Jahrhundert hinziehen. Ferner existierte der

Kreuzgang als architektonisches Element frühestens ab dem frühen 9. Jahrhundert, der nur in Einzelfällen belegt ist. Bei vielen Klöstern erfolgte der Bau eines Kreuzganges erst deutlich später. Bis dahin gab es Einzelgebäude. In Säckingen konnten im Osten der ältesten Fridolinskirche vier Einzelbauten nachgewiesen werden, die vermutlich im 10./11. Jahrhundert bestanden haben. Die Grabungen der Jahre 2013/14 im Chorbereich des Frauenmünsters in Zürich haben Hinweise auf Pfostenbauten ergeben. Eine Rekonstruktion war jedoch nicht möglich. Ob es sich um Bauten des Klosters gehandelt hat, ist ebenso unklar. Damit sind zwei der bekanntesten Frauenklöster der Zeit um 900 im Herzogtum Schwaben angeführt, auch wenn die archäologischen Erkenntnisse im Hinblick auf das mögliche Aussehen in Waldkirch wenig hilfreich sind. Was unser Wissen um diese frühen Frauenklöster angeht, so besteht noch erheblicher Nachholbedarf. Die zum Kloster Waldkirch vorliegenden Ergebnisse sind in dieser Hinsicht ein weiterer Mosaikstein.

Ergebnisse

Die Synthese aus historischer Überlieferung, archäologischen Baubeobachtungen und naturwissenschaftlichen Prospektionsmethoden erbrachte neue Erkenntnisse zur Größe und Ausdehnung der mittelalterlichen Bebauung des Margarethenklosters, insbesondere der vorbarocken Kirchen St. Margarethen und St. Walburga. Dies bildet die wesentliche Grundlage für die denkmalfachliche Stellungnahme im Zusammenhang mit den geplanten Baumaßnahmen zum Hochwasserschutz. Darüber hinaus sind die Ergebnisse auch zur Beurteilung anderer früherer Klosteranlagen im Oberrheingebiet von Interesse.

Literatur

Hermann Rambach: Die Stiftskirche St. Margarethen in Waldkirch (2. Auflage 1991).

Dr. Andreas Haasis-Berner
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Freiburg

6 Teil des Westportals, das beim Bau der Warmluftheizung 1985 entdeckt wurde.

7 Werksteine in situ, wahrscheinlich aus dem Chor. Gefunden 1985 beim Bau der Warmluftheizung.

Nationalpark – Natur – Weißtanne – Fichte Sechs Jahrtausende Wald und Mensch im Nordschwarzwald



Seit 1. Januar 2014 hat Baden-Württemberg im Nordschwarzwald seinen ersten und bisher einzigen Nationalpark. Er umfasst eine Fläche von etwa 100 qkm zwischen Murgtal und Rheintal im Bereich der Hornisgrinde. Dort soll sich nach Beendigung menschlicher Eingriffe der natürliche Bergwald zurückbilden. Hier schließen sich zwei Fragen an: Wie sieht der natürliche Bergwald aus? Und wird er sich wirklich ohne menschliche Eingriffe wieder einstellen? An den Ablagerungen der dortigen Seen studierte das Landesamt für Denkmalpflege die Geschichte des Bergwaldes im Nordschwarzwald und seine Veränderungen infolge menschlicher Eingriffe. Mit den gewonnenen Erkenntnissen können beide Fragen beantwortet werden.

Manfred Rösch



1 Das Etikett einer Schwarzwälder Brauerei, die ihr Produkt nach der Tanne benennt, zeigt tatsächlich einen hängenden Zapfen. Tannenzapfen stehen jedoch aufrecht.

Der Nordschwarzwald und seine Seen

Der Nordschwarzwald zählt zu den Regionen mit dem höchsten Bewaldungsgrad in Mitteleuropa. Stellenweise sind mehr als 90 Prozent der Landoberfläche mit Wald bedeckt. Hier befindet sich seit 1. Januar 2014 der Nationalpark Schwarzwald, in dem sich nach einer Übergangsphase, in der waldbauliche Maßnahmen zum Erreichen eines natürlichen Waldbilds gestattet sind, aus dem Forst ohne menschliche Eingriffe ein natürlicher Wald entwickeln soll. Heute hat die standortsfremde Fichte mehr als 60 Prozent Flächenanteil. Buche und Tanne, die natürlichen Hauptbaumarten, treten zurück und haben etwa gleichen Flächenanteil wie die Kiefer. Andere Baumarten sind selten (Abb. 1). In der letzten Eiszeit war der Nordschwarzwald teilweise vergletschert. Die Gletscher hinterließen Hohlformen, Kare genannt. Die darin entstandenen Seen sind größtenteils verlandet und vermoort. Nur die sechs größten und tiefsten haben noch natürliche offene Wasserflächen, nämlich Herrenwieser See, Schurmsee, Mummelsee, Huzenbacher See, Wilder See und Glaswaldsee. Alle liegen im oder dicht am Nationalpark Schwarzwald (Abb. 2). Lange nahm man an, der Nordschwarzwald sei erst im Mittelalter besiedelt worden. Pollenanalysen und archäologische Untersuchungen ließen jedoch Zweifel daran aufkommen, die sich durch montanarchäologische Forschungen im Raum Neuenbürg verdichteten (s. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 35/2, 2011). Zur weiteren Klärung führte das Labor für Archäobotanik des Landesamts für Denkmalpflege vegetationsge-

schichtliche Untersuchungen durch. Sie befassten sich zunächst mit Torfen aus der Bruckmisse und dem Wildseemoor, später mit zentralen Sedimenten der genannten Gewässer. Aus allen Seen wurden bei maximaler Wassertiefe von einer Plattform aus mit einem Stechrohr-Kolbenbohrer Bohrkerne entnommen, die von der Sedimentoberkante bis



2 Karte des Nationalparks Schwarzwald mit Lage der Karseen.

in den eiszeitlichen Ton oder Sand reichten (Abb. 3). Diese Bohrkerne wurden pollenanalytisch untersucht, und aufgrund von etwa 20 Radiocarbonaten je Bohrprofil wurden Zeitmodelle erarbeitet, die eine zeitlineare Auswertung ermöglichen (Methode s. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 40/4, 2006). Die Ergebnisse zeigen, wie die Vegetation und speziell der Wald im Gebiet des Nationalparks vor dem Beginn menschlicher Eingriffe aussah, und können zugleich als Modell für die künftige Vegetation dienen, die sich ohne menschlichen Einfluss einstellen würde.

Natürlicher Bergwald und die Rolle von Weißtanne, Rotbuche und Fichte

Alle Pollenprofile zeichnen die Landschaftsgeschichte vom Ende der letzten Eiszeit bis in die Neuzeit lückenlos mit hoher zeitlicher Auflösung nach. Bis zur Ausbreitung der Tanne war die Entwicklung synchron und gleichartig (Abb. 4). Mit dem Ende der Tannenausbreitung im 4. Jahrtausend v. Chr. erreichte die rein natürliche Waldentwicklung im Schwarzwald ihren Abschluss. Alle folgenden Veränderungen geschahen unter zunehmendem menschlichem Einfluss.

Anschließend zeigen alle Profile eine ähnliche Entwicklung, jedoch mit Unterschieden in der zeitlichen Abfolge, dem Bewaldungsgrad und der Waldzusammensetzung. Das gilt besonders für die prähistorische Zeit, wohingegen ab dem Mittelalter die Entwicklung wieder ähnlich verlief. Somit spiegeln die Seen sehr individuell die Landschaftsgeschichte der näheren Umgebung wider, die seit den zunehmenden menschlichen Eingriffen spätestens ab der vorrömischen Eisenzeit lokal geprägt war. Der Anteil der Tanne an der Bestockung änderte sich nicht nur im Lauf der Zeit, sondern war auch örtlich unterschiedlich (Abb. 4). Nahe der Westabdachung (Buhlbachsee, Wilder See und Mumelsee) kam die Tanne weniger häufig vor, ebenso am Schurmsee. Die größte Rolle spielte sie am Glaswaldsee, am Huzenbacher See sowie am Herrenwieser See. Ein solcher Ostwestgradient im Bestockungsverhältnis Tanne–Buche ist auch heute noch zu beobachten. Er wird auf die verschiedenen klimatischen Bedingungen sowie physikalischen und chemischen Eigenschaften des Bodens zurückgeführt. Überall blieb die Tanne aber gemeinsam mit der Buche bis ins Mittelalter die wichtigste Holzart des Bergwaldes. Die Fichte hingegen überschritt vor dem Hochmittelalter nirgendwo 5 Prozent. Der natürliche Bergwald im Nordschwarzwald war also ein von der Tanne dominierter Wald ohne Fichte. Dieser Naturzustand endete jedoch bereits 3000 v. Chr. durch zunehmende menschliche Einflussnahme, in deren Folge die Buche zur Tanne aufschloss, aber die Fichte weiterhin fehlte.



Menschlicher Eingriff in den Hochlagen

In der Bronze- und Eisenzeit nahmen Gräser und Kräuter zu (gelbe Fläche in Abb. 4). Eine stärkere Entwaldung im Umkreis der Seen fand demnach nicht erst im Mittelalter statt. Ausmaß, Alter und Dauer dieser frühen Entwaldungsphasen sind an den einzelnen Seen ähnlich, aber nicht völlig gleich. Am Profil vom Herrenwieser See können die Vorgänge detailliert aufgezeigt werden (Abb. 5). Hier erschien die Tanne nach 5000 v. Chr. zeitgleich mit der Buche, aber etwas später als die Fichte. Alle drei Baumarten blieben bis 4000 v. Chr. sehr selten. Bis 3300 v. Chr. stieg die Tannenkurve auf 28 Prozent an, fiel anschließend auf gut 5 Prozent zurück, um wieder anzusteigen und um 2800 v. Chr. mit fast 50 Prozent ihren höchsten Wert zu erreichen. Der Abfall 100 Jahre später war mit einer starken Zunahme von Birke, Eiche und Buche verbunden. Anschließend erholte sich die Tanne nochmals und erreichte um 2400 v. Chr. 28 Prozent. In den folgenden Jahrhunderten bis ins Spätmittelalter gab es weniger dramatische Entwicklungen und ihre Anteile variierten zwischen 10 und 20 Prozent. Erst in der Neuzeit sank der Tannenanteil deutlich unter 10 Prozent.

Die prähistorischen Tannenrückgänge gingen mit dem Anstieg der Birke, dem Auftreten von Getreidepollen (v. a. um 2700 und 2300 v. Chr.) und der Zunahme von Kulturfolgern wie Spitzwegerich (v. a. 2600–2300 v. Chr.) sowie der Holzkohlepartikel (Abb. 5, um 2700 v. Chr. und 2400 v. Chr.) einher. Generell nahm der organische Anteil im Sediment als Folge von fortschreitender Rohhumusbildung zwischen 4500 v. Chr. und dem 18. Jahrhundert n. Chr. allmählich zu (Abb. 6). Abrupte, kurzfristige Zunahmen des mineralischen Anteils, die sich entgegen dem langfristigen Trend während der Rückgänge der Tannenbestände ereig-

3 Bohrung auf dem Herrenwieser See.

Glossar

Abdachung

Künstliche oder natürliche Neigung im Gelände.

Biotische Faktoren

Alle Umweltfaktoren, an denen Lebewesen erkennbar beteiligt sind. Sie ergeben sich aus den Wechselwirkungen zwischen einzelnen Arten innerhalb eines Ökosystems.

Glühverlustkurve

Gibt das prozentuale Verhältnis von mineralischem und organischem Bodenanteil entlang einer Tiefen- oder Zeitachse an.

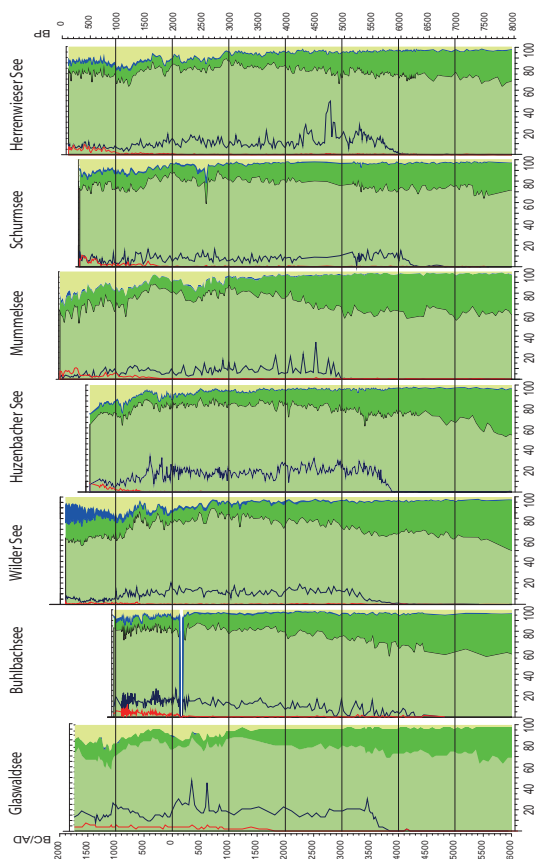
Schattholz

Bäume mit dichter, stark schattender Krone und großer Schattentoleranz in der Jugend.

stockausschlagfähig

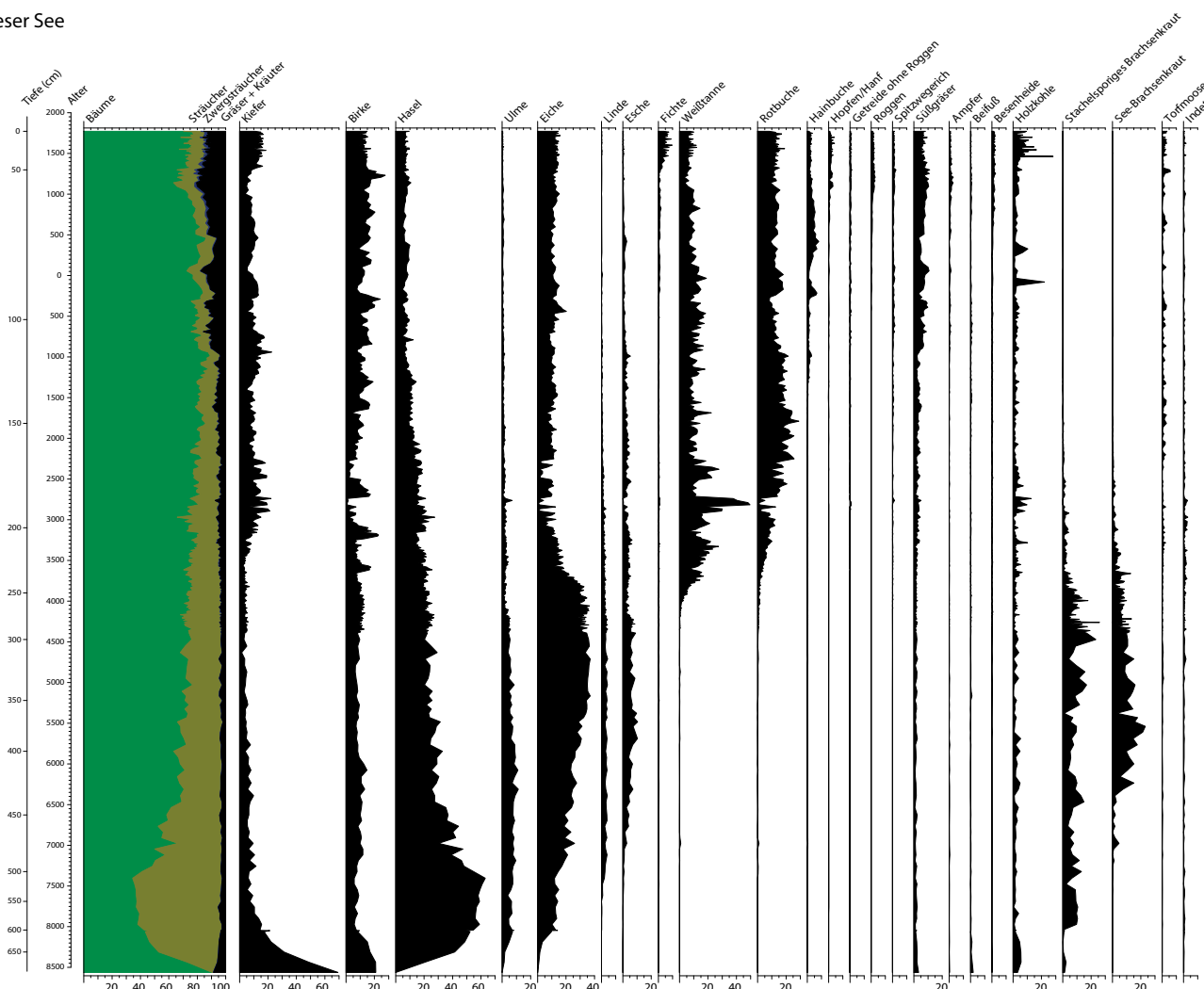
Gewächse, die nach dem Verlust der Hauptspachse in der Lage sind, Triebe aus dem Stumpf (Stock) hervorzubringen.

4 Zeitlich synchronisierte Hauptdiagramme der Pollenprofile aus den Karseen des Nordschwarzwaldes. Anteile in Prozent an der Landpollensumme: Bäume (olivgrün), Sträucher (grün), Zwergsträucher (blau), Süßgräser und Kräuter (gelb). Prozentuale Anteile von Tanne (hellblau) und Fichte (rot) sind als Linien aufgetragen.



5 Pollen- und Sporendiagramm des Herrenwieser Sees mit den wichtigsten Arten.

Herrenwieser See



neten, sind dagegen Hinweise auf Bodenerosion. Die beobachteten Tannenrückgänge spielten sich innerhalb weniger Jahrzehnte ab, was gegen natürliche Ursachen spricht. Die Erholungsphasen verliefen langsamer, innerhalb von ein bis zwei Jahrhunderten, was auf eine natürliche Regeneration nach dem Wegfall von Störungen hinweist. Die Rückgänge um 3500 v. Chr., 3000 v. Chr., 2500 v. Chr. und 2200 v. Chr. waren zugleich Landnutzungsphasen. Die erste Verringerung der Tannenbestände fiel an das Ende des Jungneolithikums, die zweite und dritte in das Endneolithikum und die vierte in die Zeit der Becherkulturen. Mit dem ersten Tannenrückgang begann die Kiefer, sich an den Seeufern anzusiedeln, die Brachsenkräuter gingen zurück und Bleichmoose und Besenheide nahmen zu, was auf Vermoorung und Veränderungen des Gewässerzustands hindeutet. Somit fand der entscheidende Umbruch weg vom Naturwald, weg von der Tanne und hin zu Buche, Pionierhölzern oder Eiche nicht erst im Mittelalter und auch nicht in der Eisenzeit statt, sondern schon in den beiden letzten Jahrtausenden der Jungsteinzeit! Die Buchenkurve stieg ab Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. zunächst zögerlich an, überschritt mit dem ersten Einbruch der Tannenkurve um 3000 v. Chr.

die 10-Prozent-Marke, und nach dem dritten Tannenrückgang um 2200 v. Chr. wurde die Buche für lange Zeit die häufigste Baumart. In der vorrömischen Eisenzeit war die Tanne letztmalig häufiger als die Buche.

In dieser Phase bis zur Zeitenwende blieben die Fichtenanteile stets unter 1 Prozent. Gegen Ende des Spätmittelalters stiegen sie zögerlich an und übertrafen in der frühen Neuzeit, an manchen Seen schon im Spätmittelalter, 5 Prozent. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden bis zu 20 Prozent erreicht (Abb. 7). Im aktuellen Pollenniederschlag aus Moosrasen von den Seeufern hat die Fichte 33 Prozent und wird nur von der Kiefer knapp übertroffen, während die Buche 7 Prozent und die Tanne sogar lediglich 3 Prozent Anteil hat (Abb. 8a). Lässt man Birke, Hasel, Erle und zwei Drittel der Kiefer wegen lokaler Herkunft an den Ufern außer Acht, so dominiert die Fichte mit 54 Prozent ganz deutlich über Kiefer, Buche, Eiche und Tanne (Abb. 8b), was gut mit der aktuellen Bestockung im Nordschwarzwald übereinstimmt (Abb. 9).

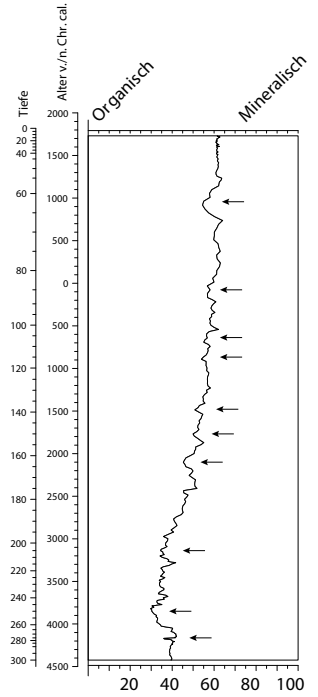
Ökologische Bedingungen im natürlichen Bergwald

Im 3. Jahrtausend v. Chr. wurde die Tanne zur vorherrschenden Holzart mit Anteilen von 40 Prozent und mehr im Pollenniederschlag. Da sie gegenüber

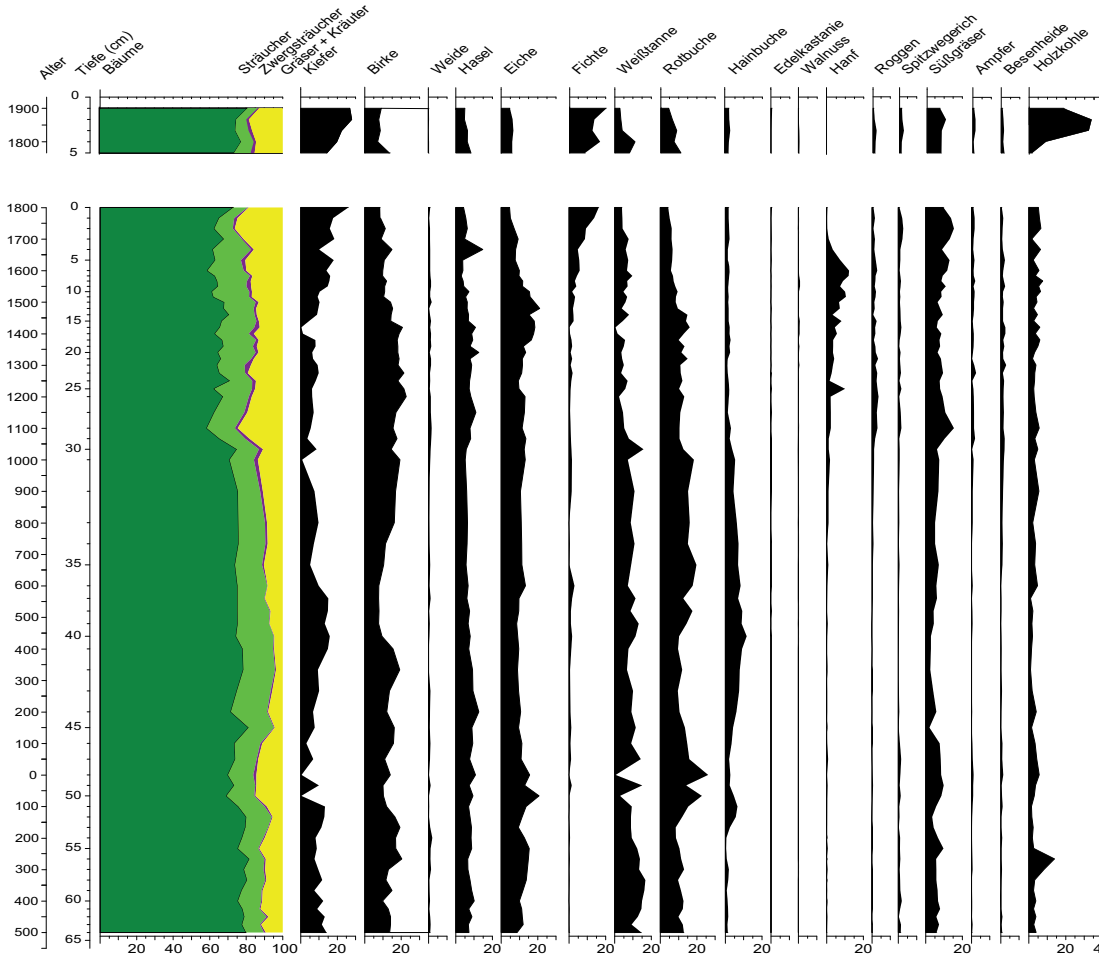
Buche, Fichte und den meisten anderen Bäumen im Pollenniederschlag unterrepräsentiert ist, muss ihr Anteil an der Waldfläche vermutlich noch höher angesetzt werden.

Diese Phase der Waldentwicklung im Schwarzwald wurde treffend als Tannenzeit bezeichnet. Sie stellt den Abschluss der natürlichen, nur von klimatischen, naturräumlichen und biotischen Faktoren gesteuerten nacheiszeitlichen Entwicklung dar. Alles Folgende ist mit menschlichen Eingriffen verbunden und muss daher als anthropogene Veränderung des Naturwaldes aufgefasst werden. Dabei konnten andere Holzarten wie die Buche zunächst zur Vorherrschaft gelangen. Sie kommt der Tanne in ihren ökologischen Eigenschaften und in der Konkurrenzkraft am nächsten. Die überragende Konkurrenzkraft der Tanne im Schwarzwald beruht neben der Wuchshöhe und dem maximalen Lebensalter vor allem auf ihrem Charakter als Schattholz, wobei die Schattentoleranz in der Jugend noch wichtiger ist als der Schattenwurf im Alter.

Die Fichte spielte vor der Neuzeit im Wald-Ökosystem des Nordschwarzwaldes keine Rolle. Natürlicher Fichtenbestand ist zweifelhaft. Einzelvorkommen an Sonderstandorten wie Moorrändern, Karwänden oder am Fuß von Blockschutthalden, geschützt vor der Konkurrenz von Tanne und Buche, sind denkbar.



6 Glühverlustkurve des Herrenwieser Sees. Die Erosionsphasen sind mit Pfeilen hervorgehoben.



7 Pollen- und Sporendiagramm des Herrenwieser Sees mit den wichtigsten Arten. Ausschnitt von 500 v. Chr. bis 1900 n. Chr.

Der natürliche Wald war geprägt von Tanne und Buche, aber frei von Fichte. Für den Nationalpark schließt sich die Frage an, ob sich dieser Zustand, das heißt ein fichtenfreier Wald, von alleine wieder einstellen wird und wie lange es dauert.

Die Eiche

Heute ist die Eiche im Schwarzwald sehr selten. Durch Klimawandel könnte sich das in Zukunft ändern. Vor der Tannenausbreitung bildete die (Trauben-)Eiche gemeinsam mit Hasel, Esche, Ulme, Linde und Ahorn den Schwarzwald, der damals seinem heutigen Namen kaum gerecht wurde (Abb. 5).

In der Zeit der Tannen- und Tannen-Buchenherrschaft lag die Eiche für mehr als drei Jahrtausende bei konstant 10 Prozent. Zieht man die durch Fernflug eingebrachten Pollen ab, bleiben immer noch 5 Prozent aus örtlichen Vorkommen. Demnach ist die Eiche nie ganz aus dem Schwarzwald verschwunden. Im Spätmittelalter wurde sie mit mehr als 20 Prozent Anteil im Pollenniederschlag als Folge der Förderung durch die mittelalterliche Land- und Waldwirtschaft sogar dominierend (Abb. 7). Ab dem 16. Jahrhundert sank sie auf ihr heutiges Niveau ab. Dafür ist nicht die so genannte Kleine Eiszeit verantwortlich, eine Periode relativ kühlen Klimas mit langen, kalten und schneereichen Wintern sowie feuchtkalten Sommern zwischen ungefähr 1300 und 1850 n. Chr., sondern die Bewirtschaftung: Im Zeitalter des Merkantilismus wurden die Holzvorräte des Nordschwarzwaldes nach Holland für den Schiffsbau verkauft,

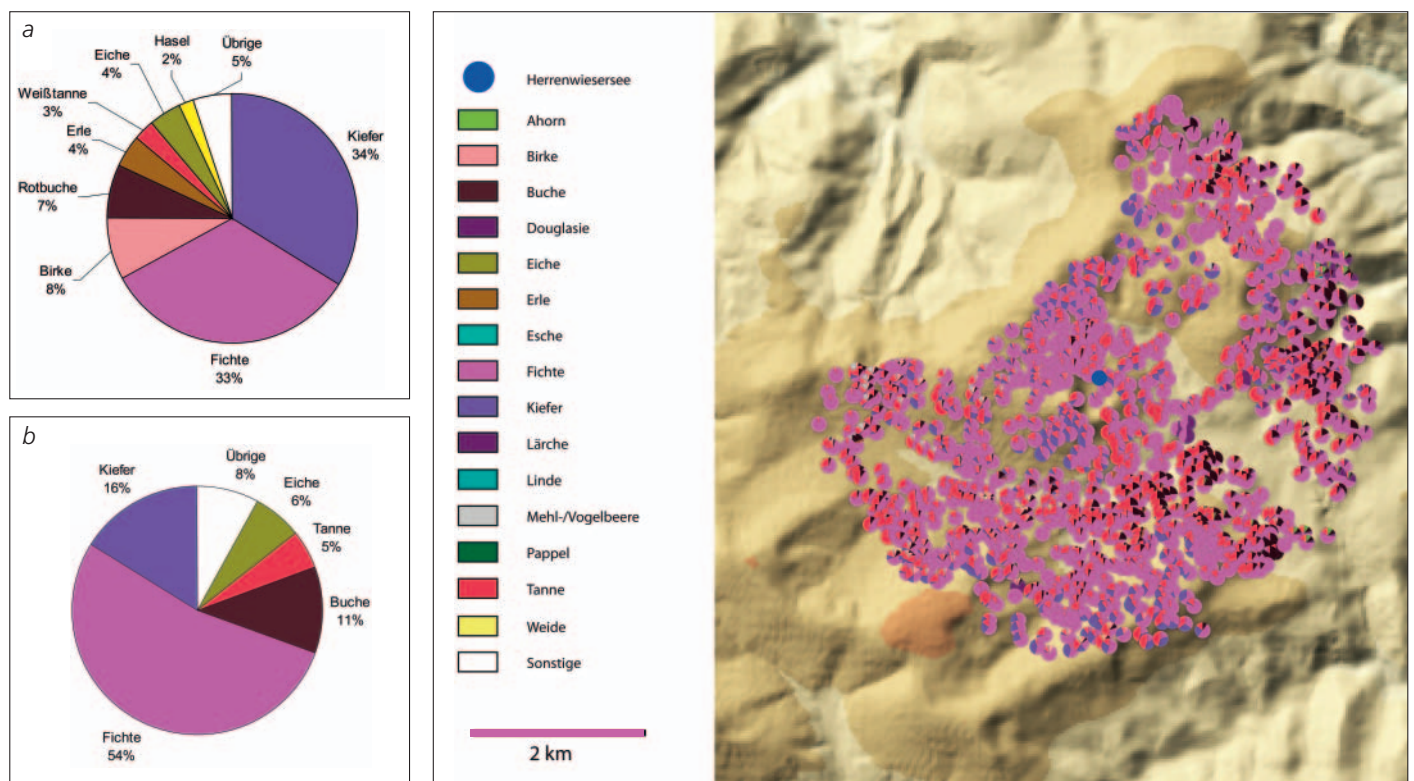
um so Geld in die Kassen der Landesherren zu spülen (Abb. 10). Zunächst wurden Eichen, der wichtigste Werkstoff der Schiffsbauer, bevorzugt. Später folgte der Handel mit so genannten Holländertannen. Und erst als die absolutistischen Fürsten erreicht hatten, was vielen Generationen von Waldbauern, Köhlern und Bergleuten seit der Eisenzeit nicht gelungen war, nämlich den Schwarzwald weitgehend zu entwalden, kam als forstliche Notmaßnahme die Fichte. Vor dem Beginn der großflächigen Anpflanzungen war sie seit dem 16. Jahrhundert aufgrund spontaner Ansiedlung auf gestörten Flächen im Gebiet vorhanden, aber selten.

Künftige Entwicklung im Nationalpark Schwarzwald

Der überragenden Rolle der Tanne im montanen Naturwald steht ihre Empfindlichkeit gegenüber Störungen entgegen: Sie ist nicht stockausschlagfähig, aufgrund dünner Borke feuerempfindlich und kann keine offenen Flächen besiedeln. Vom Rotwild wird sie bevorzugt verbissen. Einen Eindruck von der Rolle des Wildverbisses bei der Verjüngung des Bergwaldes vermittelt ein Blick in Mischbestände aus Tanne und Fichte im Nationalpark: Während die jungen Fichten unbehelligt heranwachsen, werden die Jungtannen durch Verbiss stark geschädigt (Abb. 11). Außerdem hat die Fichte Pioniereigenschaften zur Wiederbesiedlung von Kahlfleichen. Das heißt, das Wild spielt bei der Weichenstellung für die Zukunft des Waldes eine entscheidende Rolle. In vielen Waldgebieten ist wegen hohen Wildbesatzes deshalb eine Wald-

8 Aktuelle Pollenspektren aus Moosrasen vom Ufer des Herrenwieser Sees. a: alle Gehölze; b: ohne lokale Gehölze.

9 Aktuelle Bestockung im Umkreis des Herrenwieser Sees auf Datengrundlage der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg.



verjüngung mit standortsgemäßen Holzarten nur hinter Zäunen möglich.

Rotwild gab es im gesamten Holozän im Schwarzwald. Dennoch konnte sich die Tanne neben der Buche bis ins Mittelalter behaupten, da sich der Verbiss ohne Fichtenkonkurrenz weniger nachteilig auswirkte. Auf Lichtungen stellte sich ein Birkenvorwald ein, unter dem die Tanne aufwachsen konnte. In früherer Zeit war die Wilddichte aufgrund von bäuerlicher Schutzjagd geringer als heute, was auch die geringen Wildtieranteile in archäologischen Knochenspektren zeigen. Das änderte sich, als die Jagd zum Adelsprivileg und später zum Privileg einer finanzkräftigen Oberschicht wurde, wodurch der Gewinn von Trophäen und nicht mehr die Verhinderung von Wildschäden in der Landwirtschaft in den Vordergrund rückte. Die Tanne verkräftete auch das und geriet erst in jüngster Zeit endgültig gegenüber der Fichte ins Hintertreffen, denn bei der Aufforstung der riesigen Kahlfelder konnte sie kaum berücksichtigt werden, weil sie ökologisch mit dem Standort Kahlfelder nicht zurechtkommt.

Auch wenn es im Nationalpark künftig keine Forstwirtschaft und keine künstlich entstandenen Kahlfelder mehr geben wird, bleiben Sturmschäden und Borkenkäferkalamitäten als weitere Störfaktoren, die zu offenen Situationen mit völligem Neustart des Waldes führen. Es ist ungewiss, ob sich die Tanne hier trotz zu hohem Wildbesatz in einem Fichtenvorwald durchsetzen können oder ob sie einen Birkenvorwald benötigt und sich dieser wie früher von alleine einstellen wird. In jedem Fall scheint eine Reduzierung der Wilddichte unumgänglich, um der Tanne eine Chance zu geben. Das dürfte aufgrund der geringen Größe des Nationalparks und seiner Einbettung in völlig anders genutzte Flächen sowie aufgrund politischer Hindernisse nicht so leicht zu verwirklichen sein. Daher kann man den Hoffnungen auf eine Entwicklung des Nationalparks im Nordschwarzwald zurück zu einem „natürlichen“ Zustand, das heißt einem Zustand des Waldes ohne menschliche Landnutzung mit der Tanne als Charakterbaum, mit Skepsis begegnen.

Literatur

Manfred Rösch: Vegetation und Waldnutzung im Nordschwarzwald während sechs Jahrtausenden anhand von Profundalkernen aus dem Herrenwieser See, in: Standort Wald, Mitteilungen des Vereins für forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 47, 2012, S. 43–64.

Manfred Rösch/Gegeensuvd Tserendorj: Der Nordschwarzwald – früher besiedelt als gedacht? Pollenprofile belegen ausgedehnte vorgeschichtliche Besiedlung und Landnutzung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 40/2, 2011, S. 66–73.



Manfred Rösch: Der Nordschwarzwald – das Ruhrgebiet der Kelten? Neue Ergebnisse zur Landnutzung seit über 3000 Jahren, in: Alemannisches Jahrbuch 2009/2010, S. 155–169.

Guntram Gassmann/Günther Wieland/Manfred Rösch: Das Neuenbürger Erzrevier im Nordschwarzwald als Wirtschaftsraum während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit, in: Germania 84/2, 2006, S. 273–306.
Lucia Wick/Manfred Rösch: Von der Natur- zur Kulturlandschaft. Ein Forschungsprojekt zur jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Landnutzung am Bodensee, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 35/4, 2006, S. 225–233.

Gerhard Lang: Seen und Moore des Schwarzwaldes als Zeugen spätglazialen und holozänen Vegetationswandels. Andrias 16, Karlsruhe 2005.

Max Scheifele: Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald – Holz – Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes, Karlsruhe 1996.

Praktischer Hinweis

www.schwarzwald-nationalpark.de

Prof. Dr. Manfred Rösch
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Gaienhofen-Hemmenhofen

10 Holländerfloß auf der Enz bei Mühlacker. Aquarell aus dem Jahre 1866.

Kontinuität und Wandel

Das „Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ als E-Journal und die Chancen elektronischen Publizierens



Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ (Nachrichtenblatt) berichtet und informiert seit den 1950er Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. Seit 2013 standen alle Hefte rückwirkend bis zum Jahrgang 1972 auf der Internetseite der Landesdenkmalpflege online zur Verfügung. Nun wurden sie in einem gemeinsamen Kooperationsprojekt des Landesamts für Denkmalpflege und der Universitätsbibliothek Heidelberg auf einen Server der Universitätsbibliothek verlagert, um die Zitierfähigkeit auf Aufsatzebene, die digitale Suche sowie die Langzeitarchivierung zu gewährleisten. Durch die einfache Zugänglichkeit und den optimierten Nachweis der enthaltenen Aufsätze gewinnt das Nachrichtenblatt so erneut an Reichweite und damit auch eine erheblich höhere Rezeptionsrate. Das Landesamt für Denkmalpflege betritt mit diesem Schritt Neuland und erwägt, künftig weitere Publikationsreihen elektronisch zu veröffentlichen. Mit der Universitätsbibliothek Heidelberg steht ihm dabei eine kompetente Partnerin zur Seite, die für das „Elektronische Publizieren im Open Access“ unter anderem in den Sammelschwerpunkten „Kunstgeschichte“ und „Altertumswissenschaften“ von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) Fördermittel erhält.

Maria Effinger/Irene Plein

1 Das E-Journal „Nachrichtenblatt für Denkmalpflege“ auf dem Server der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Von der PDF-Datei zum E-Journal

Vor rund einem Jahr war es so weit: Seit April 2014 stehen alle Hefte der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ auf den Servern der Universitätsbibliothek

Heidelberg kostenfrei digital zum Download bereit (Abb. 1). Schon zuvor bot das Landesamt für Denkmalpflege einen großen Teil der Hefte auf seinen Internetseiten statisch als PDF-Dateien an. In einer Kooperation zwischen dem Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit des Landesamtes für Denkmalpflege und der Universitätsbibliothek Heidelberg konnte nun jedoch ein komfortables und modernes E-Journal eingerichtet werden. Dazu wurden auch die Jahrgänge 1958 bis 1970 der Vorgängerzeitschrift „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Organ der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege“ in Heidelberg digitalisiert und dem Onlineangebot hinzugefügt, sodass damit alle Jahrgänge online zur Verfügung stehen.

Das Nachrichtenblatt erscheint reich bebildert viermal im Jahr in einer Auflage von 26 700 Exemplaren in einer Printversion, die kostenlos über das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart abonniert werden kann. Es berichtet über aktuelle Maßnahmen und Projekte der Landesdenkmalpflege, über einzelne Kulturdenk-



male und gibt Einblick über die Haupttätigkeitsfelder Bau- und Kunst- sowie Archäologische Denkmalpflege. Es zählt neben der Internetseite, den Veranstaltungen, Ausstellungen, der Denkmalpflegepädagogik, Flyern, Broschüren und Fachbüchern zu den wichtigsten Stützen der Öffentlichkeitsarbeit der Denkmalpflege. Gleichzeitig mit dem Erscheinen des jeweils aktuellen Hefts ist dieses nun auch auf dem Heidelberger Server abrufbar. Für die Leser hat dies den Vorteil, dass die Hefte nicht nur, wie bisher, als Ganzes zum Download angeboten werden, sondern nun auch alle enthaltenen Aufsätze einzeln als PDF ansteuerbar sind. Auch Links können nun gezielt auf relevante Beiträge gesetzt werden, ohne dass dazu erst gesonderte Einzel-PDFs erstellt und hochgeladen werden müssen.

Die Vorteile des elektronischen Publizierens im Open Access, dem unbeschränkten und kostenlosen Zugang zu wissenschaftlicher Information, sind offensichtlich: schnelle Verfügbarkeit, hohe Sichtbarkeit, eindeutige Referenzierbarkeit und nachhaltige Sicherung. Mit öffentlichen Geldern erzielte Forschungsergebnisse können so rasch und in uneingeschränktem Zugriff veröffentlicht werden, die rückwirkende Digitalisierung auch der älteren Jahrgänge schafft für diese Inhalte zusätzlich Kontinuität.

Um Kultureinrichtungen und Wissenschaftler bei der Umsetzung ihrer Open-Access-Strategie zu unterstützen, hat die Universitätsbibliothek Heidelberg in den letzten Jahren konkrete Angebote entwickelt und bietet Hilfestellungen bei der Transformation gedruckter vorliegender Publikationen an. Diese Chance hat das Landesamt für Denkmalpflege erkannt und daher seit Oktober 2013 gemeinsam mit der Universitätsbibliothek Heidelberg die Umwandlung des Nachrichtenblatts in ein E-Journal auf den Weg gebracht. Neben der Retrodigitalisierung war die Ergänzung der Register als Basis für die Suchfunktionen durch Mitarbeiter des Landesamtes eine wichtige zeitintensive Aufgabe.

Suchen – Blättern – Finden

Über die Internetseite der Landesdenkmalpflege (www.denkmalpflege-bw.de), über das Webangebot der Universitätsbibliothek Heidelberg oder aber über die entsprechenden Seiten der von der Universitätsbibliothek Heidelberg betreuten Portale „arthistoricum.net“ und „Propylaeum“ (Abb. 2; 3) gelangt der Leser zur Startseite der Zeitschrift mit dem jeweils aktuellen Heft des Nachrichtenblattes. Die Listung aller Hefte seit 1958 erfolgt in chronologisch absteigender Reihenfolge über das Archiv. Klickt man eines der Hefte an, öffnet sich ein elektronisches Inhaltsverzeichnis (Abb. 4), das die Rubriken der Druckversion zum Beispiel Ausstel-



lungen, Beiträge, Denkmalporträt, Editorial, Für immer verloren, Gefährdete Denkmale, Neuerscheinungen, Ortstermin, Personalia oder Rezensionen in alphabetischer Reihenfolge abbildet. Jeder Beitrag ist vom Inhaltsverzeichnis aus als PDF-Datei aufrufbar. Über ein Suchfenster in der rechten Spalte oder über eine Suchmaske kann nach Autoren oder Titelstichworten, aber auch nach Begriffen in den Volltexten der Aufsätze gesucht werden. Zusätzlich erleichtern automatisiert erzeugte Indizes sowohl der Ausgaben und Autoren als auch der Titel und Rubriken das Auffinden eines gesuchten Sachverhalts. Gibt man unter „Suche“ ein Schlagwort wie zum Beispiel „Viereckschanze“ ein, so landet man mit einem Klick vier Treffer und

2+3 Über die Rubrik „Publizieren“ bzw. „E-Publishing“ bieten arthistoricum.net und Propylaeum das Hosting von E-Journals an.

4 Das elektronische Inhaltsverzeichnis des Heftes 1/2015.



hat sofort den direkten Zugriff auf die PDF-Datei. Bei der Suche nach „Tag des offenen Denkmals“ ergeben sich beispielsweise 14 Fundstellen, die sich auf zehn Jahrgänge des Nachrichtenblatts verteilen. Basis der Schlagwortsuche sind die manuell von Mitarbeitern des Landesamtes für Denkmalpflege erstellten und ehemals in gedruckter Form (Stand 2008) beziehungsweise als PDF-Datei (Stand 2011) vorgelegten grundlegenden Register (Themen, Orte, Personalien) der Jahrgänge seit 1972 beziehungsweise ein zu diesem Zweck ergänztes Gesamtregister der Jahrgänge 1958 bis 1970. Mitarbeiter der Universitätsbibliothek haben die Schlagworte direkt dem jeweiligen Datensatz zugeordnet, weitere Schlagworte ergänzt und sie auf diese Weise recherchierbar gemacht. In Vorbereitung ist für die Schlagwortsuche auch ein durchblätterbarer Index, der einen komfortableren Zugriff gewährleistet.

Nachweis und Vernetzung

Die Universitätsbibliothek Heidelberg sorgt für die Sichtbarkeit des digitalen Nachrichtenblatts in bibliothekarischen Nachweissystemen und Suchmaschinen. Hierfür bekam auch die elektronische Version der Zeitschrift eine ISSN-Nummer (International Standard Serial Number) und wurde in der nationalen Zeitschriftendatenbank (ZDB) nachgewiesen. Jeder Artikel erhält einen zitierfähigen sogenannten Digital Object Identifier (DOI) und einen Uniform Resource Name (URN). Anders als eine URL (Uniform Resource Locator), die nur auf den Ort hinweist, an dem der Artikel platziert ist,

referenzieren DOI und URN diesen eindeutig und sind ihm dauerhaft zugeordnet. Die dadurch erreichte Zitierfähigkeit hat positiven Einfluss auf die wissenschaftliche Reputation. Darüber hinaus garantiert die Universitätsbibliothek Heidelberg die Langzeitarchivierung der publizierten Daten. Die Katalogisierung der Zeitschrift geschieht auf Artikelbene mit einem direkten Zugriff auf den Volltext (Abb. 5). Hierzu erfolgt die Titelaufnahme – so wie für alle in Heidelberg nachzuweisenden Medien auch – im Südwestdeutschen Bibliotheksverbund (SWB), die Verknüpfung sämtlicher Autorennamen mit dem jeweiligen Normdatensatz der „Gemeinsamen Normdatei“ (GND) sowie das Anlegen fehlender Normsätze.

Die bislang rund 2200 Aufsätze sind jedoch nicht nur im SWB, sondern über diesen auch in anderen wichtigen Suchinstrumenten, wie „arthistoricum.net“, „PropylaeumSEARCH“, „Karlsruher Virtueller Katalog“ (KVK), „Bielefeld Academic Search Engine“ (BASE), der „Deutschen Digitalen Bibliothek“ und in Kürze auch im „WorldCat“ sowie dem „Directory of Open Access Journals“ (DOAJ), auffindbar. Und natürlich wird auch bei einer Google-Recherche nach einem Autor, einem Aufsatztitel oder nach irgendeinem Stichwort aus dem kompletten Volltext der Zeitschrift der gesuchte Beitrag zielsicher aufgefunden.

Dass sich diese Doppelstrategie – kostenfreie Print- und Onlineversion erscheinen gleichzeitig – auszahlt, belegen die enormen Zugriffszahlen: Während 2014 immerhin knapp 30 300 Downloads registriert werden konnten, wurden in den ersten dreieinhalb Monaten des Jahres 2015 schon gut

41 000 Aufsätze abgerufen. Parallel dazu steigt die ebenfalls kostenfreie Printauflage der Zeitschrift kontinuierlich an. Die Zahl der Abonnenten beträgt aktuell gut 23100, 3600 Hefte werden durch Auslagen vertrieben. Laut Umfrage des Jahres 2007 lesen durchschnittlich vier Personen ein gedrucktes Exemplar. Die Parallelität beider Erscheinungsformen ist ausdrücklich gewünscht. Erreicht die Printfassung vor allem die traditionelle, oftmals ältere Leserschaft (interessierte Bürger und Denkmaleigentümer), so nutzen Denkmalpfleger, weitere in der Denkmalpflege tätige Berufsgruppen, Wissenschaftler und junge Interessierte auch gezielt die Onlinefassung. Mit ihrer gewaltigen Reichweite ist die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ das am weitesten verbreitete Organ der Denkmalpflege in Deutschland.

Die Software: Open Journal Systems (OJS)

Die Universitätsbibliothek Heidelberg stellt auf ihren Servern aktuell rund 50 wissenschaftliche Open-Access-E-Journals bereit. Die Herausgeber sind zum einen Wissenschaftler der Heidelberger Universität, zum anderen stammen sie aus dem Bereich der nationalen Sammelschwerpunkte der Universitätsbibliothek „Kunstgeschichte“ und „Archäologie“. Bei der Veröffentlichung einer Zeitschrift unterstützt die Universitätsbibliothek die Herausgeber durch die Bereitstellung der Software, Weblayout-Anpassungen, Hilfestellung bei Rechtsklärungen und beim Publikationsprozess allgemein. Gegebenenfalls ist sie auch bei der Retrodigitalisierung älterer Printausgaben einer Zeitschrift tätig oder bietet Schulungen zum Umgang mit der Software an.

Verwendet wird dabei die Software „Open Journal Systems“ (OJS), eine international etablierte Open-Source-Software für die Verwaltung und Veröffentlichung von Open-Access-Zeitschriften, die derzeit weltweit für über 7000 E-Journals zum Einsatz kommt. Die Software wurde vom Public Knowledge Project (PKP) an der University of British Columbia, Vancouver, entwickelt und unter der GNU General Public License (GPL) veröffent-

licht. OJS bildet den gesamten redaktionellen Begutachtungs- und Publikationsprozess bei der Veröffentlichung einer elektronischen Zeitschrift ab. So lässt sich von der Einreichung eines Beitrags über die Organisation der Begutachtungsprozesse bis hin zur Veröffentlichung einzelner Ausgaben jeder Schritt komfortabel über den Webbrowser abwickeln. OJS generiert automatisch ein Onlinearchiv aller Ausgaben sowie einen Autoren-, Titel- und Rubriken-Index. Zudem bietet die Software eine mehrsprachige Oberfläche, einen automatischen Benachrichtigungsdienst, eine Volltextsuche über alle Artikel und weitere Add-ons wie zum Beispiel ein Subskriptionsmodul für die Bereitstellung lizenzpflichtiger Jahrgänge („Moving Wall“). Die Redaktion des Nachrichtenblattes nutzt nur einen Teil des Angebotes, Redaktion und Abläufe folgen derzeit noch den bewährten Strukturen. Doch für andere Zeitschriften ist die Verwaltung des gesamten Publikationsprozesses eine lohnende Alternative.

Der Kontext

Die Bereitstellung der technischen Infrastruktur für die Publikation eines Open-Access-E-Journals ist eine der Dienstleistungen der Universitätsbibliothek Heidelberg im Kontext ihrer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sammelschwerpunkte „Europäische Kunstgeschichte bis 1945“ sowie „Klassische Archäologie“ und „Ägyptologie“. In ihren Fachportalen „arthistoricum.net“ (Abb. 6) und „Propylaeum“, beides Kooperationsprojekte mit der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden beziehungsweise der Bayerischen Staatsbibliothek München, zeichnet die Universitätsbibliothek Heidelberg hierbei jeweils für den Bereich „Elektronisches Publizieren im Open Access“ verantwortlich. Neben dem Hosting von E-Journals umfasst ihr Dienstleistungsangebot zwei weitere Plattformen für Open-Access-Publikationen: die Volltextserver für einzelne Dokumente (vor allem für Aufsätze) „ART-Dok“ beziehungsweise „Propylaeum-DOK“ sowie eine Publikationsplattform



5 Katalogisierung im Südwestdeutschen Bibliotheksverbund (SWB) mit direktem Zugriff zum Volltext des Aufsatzes.

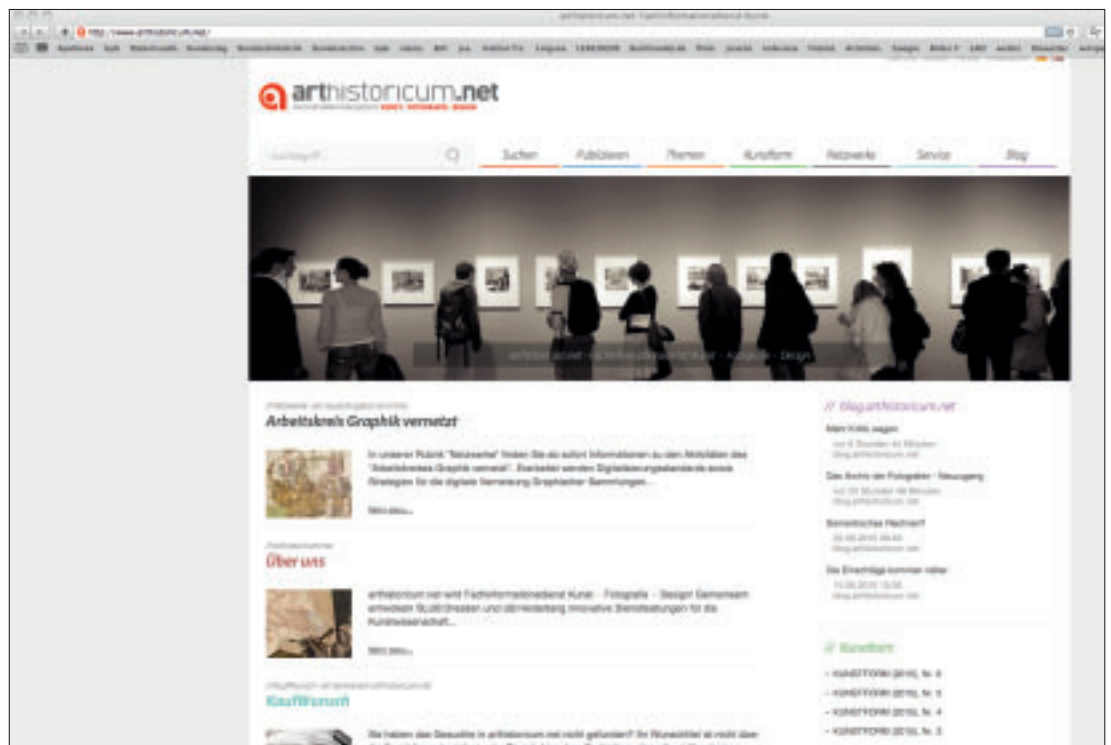
für elektronische Monografien. Bei all ihren Angeboten hat sich die Universitätsbibliothek Heidelberg – anders als bei der Retrodigitalisierung der historischen Buchbestände – gegen eine Eigenentwicklung, sondern für den Einsatz von Open-Source-Software entschieden. So können bei der gemeinsamen Weiterentwicklung bereits etablierter Softwarelösungen Synergieeffekte erzeugt und eigene Ressourcen geschont werden. Die Angebote richten sich an Wissenschaftler der Kunst- und Altertumswissenschaften weltweit, und so passt auch das Nachrichtenblatt mit seinen sowohl in historisch-archäologischer als auch in denkmalpflegerischer oder kunsthistorischer Hinsicht relevanten Beiträgen mit großem Aktualitätsbezug ideal in dieses Spektrum.

Dass die Vorteile dieser neuen Publikationsform inzwischen nicht mehr nur im Bereich der Naturwissenschaften, sondern auch in den Geisteswissenschaften gesehen werden, zeigt die steigende Bereitschaft von Herausgebern kunstwissenschaftlicher oder altertumswissenschaftlicher Veröffentlichungen, sich diesem Medienwandel aktiv zu öffnen und auf ein Open-Access-Angebot zu setzen, das bereits 26 kunst- oder altertumswissenschaftliche E-Journals über die Heidelberger Server präsentiert. Zu nennen sind hier beispielsweise neben der wichtigen kunstwissenschaftlichen Zeitschrift „Kritische Berichte“ die für die Archäologie relevanten „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“, die „Germania“, das „Archäologische Korrespondenzblatt“, die „Archäologischen Informationen“ oder das „Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums“. All diesen

Kooperationen liegen individuelle Absprachen mit den herausgebenden Institutionen beziehungsweise Gesellschaften zugrunde, die unter anderem das Vorgehen bei der Klärung der urheberrechtlichen Fragen, die anzubietenden Funktionalitäten oder das gewünschte Layout betreffen. Dass dabei die individuelle Sichtbarkeit der herausgebenden Institutionen durch eine flexible Anpassung an das jeweilige Corporate Design im Vordergrund steht, wird auch beim Nachrichtenblatt deutlich. Sein Layout passt sich eng an die Website-Gestaltung des Landesamtes für Denkmalpflege an, sodass der Nutzer auf dem Weg von der Internetseite der Landesdenkmalpflege zu den Seiten der Universitätsbibliothek Heidelberg den Übergang meist nicht einmal bemerkt (Abb. 1; 7).

Perspektiven

Die Universitätsbibliothek Heidelberg plant, ihr Angebot im Bereich des elektronischen Publizierens in den nächsten Jahren weiter auszubauen, natürlich auch mit dem Landesamt für Denkmalpflege als Partner. Im Kontext ihrer DFG-geförderten Portale „arthistoricum.net“ und „Propylaeum“ entstehen neue Angebote. Die Landesdenkmalpflege erwägt aktuell, die Periodika „Fundberichte aus Baden-Württemberg“ beziehungsweise die „Südwestdeutschen Beiträge zur historischen Hausforschung“ online zu stellen, zudem ist die elektronische Publikation von Monografien als Ergänzung zu den Printmedien angedacht. Und auch Veröffentlichungen anderer Institutionen wie der ICOMOS Deutschland (International Council on Monuments and Sites), des Landschaftsver-



6 Die DFG-geförderte Plattform arthistoricum.net – Fachinformationsdienst Kunst.

bandes Westfalen-Lippe (LWL) („Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe [AFWL]“ und „Archäologie in Westfalen-Lippe [AiWL]“) oder des Rheinischen Landesmuseums Bonn („Bonner Jahrbücher“) sind in Vorbereitung. Auch andernorts werden seit Jahrzehnten im Druck erscheinende Zeitschriften im Bereich der Archäologie und Denkmalpflege in elektronische Angebote transformiert. Das Landesamt für Archäologie und Denkmalpflege Thüringen bietet zum Beispiel die „Ausgrabungen und Funde“ für die Jahrgänge 1856 bis 1994 über die Plattform UrMEL der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena an. Aber es entstehen auch als Neugründungen genuine E-Journals wie die „Digital Classics online“ der Universität Leipzig oder die Zeitschrift „Distant Worlds Journal“ der „Munich Graduate School for Ancient Studies“ der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Aus Sicht der Herausgeber liegen die Vorteile in der leichteren Verbreitung ihrer Medien, in der Gewährleistung der Langzeitarchivierung und der Ersparnis bei den Druckkosten, was das wissenschaftliche Renommee steigert. Eine zusätzliche Steigerung gewährleistet die Einführung eines so genannten „Peer Review“-Verfahrens, bei dem externe Wissenschaftler die Beiträge vorab begutachten und mit einer Art „Gütesiegel“ versehen. Die Leserschaft schätzt vor allem die schnelle Verfügbarkeit.

Um vorliegende konkrete Anforderungen der Herausgeber umsetzen zu können, sind noch diverse informationstechnologische Weiterentwicklungen an der Software wie zum Beispiel Schnittstellen, Plug-ins oder die Optimierung von Funktionalitäten notwendig. Auch müssen von Bibliotheksseite aus Möglichkeiten geschaffen werden, den Vertrieb einer elektronischen Publikation in einer Printversion über einen professionellen Print-on-Demand-Verlag abzuwickeln. Darüber hinaus ist die Übernahme weiterer traditioneller Verlagsaufgaben durch die Bibliotheken, etwa im Bereich von Satz und Layout, denkbar.

Aber auch das Dienstleistungsportfolio hinsichtlich der zu publizierenden Inhalte wird weiter ausgebaut. So können seit Kurzem Kunst- und Altertumswissenschaftler – wie unter anderem von der DFG empfohlen – sogar ihre Forschungsdaten in Heidelberg dauerhaft archivieren und diese mit den Online-Publikationen auf den Publikationsplattformen verknüpfen lassen. All diese wissenschaftlichen Materialsammlungen, seien es Bilder, Videos, Audio-Dateien, Tabellen, Grafiken etc., erhalten – im Regelfall als Konvolut – einen Digital Object Identifier (DOI). Sie sind somit dauerhaft zitierfähig und als eigenständige wissenschaftliche Leistungen sichtbar sowie gezielt verlinkbar. Im Forschungsdatenrepositorium „HeiDATA“ der Heidelberger Universität erfolgt die Speicherung der



Forschungsdaten. Da die langfristige Archivierung von Forschungsdaten zum einen die Voraussetzung für die prinzipielle Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse ist und zum anderen die Archivierung solcher Daten die Chance bietet, sie zukünftig im Kontext neuer wissenschaftlicher Fragestellungen nachnutzen zu können, stellt dieser Bereich eine wichtige Zukunftsaufgabe dar. Vielleicht gewinnt diese Möglichkeit perspektivisch auch für die Veröffentlichungen im Nachrichtenblatt an Relevanz.

Praktischer Hinweis

„Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ online: <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/nbdpfbw> bzw. www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt.html

arthistoricum.net – Fachinformationsdienst Kunst: www.arthistoricum.net

Propylaeum – Virtuelle Fachbibliothek Altertumswissenschaften: www.propylaeum.de

HeiJOURNALS – Heidelberger OJS-Journals: <http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/ojs>

Open Journal Systems | Public Knowledge Project: <https://pkp.sfu.ca/ojs/>

Die Autorinnen danken Dr. Alois Schneider und Franziska Bossack-Heidenreich für die Erstellung der Register und den Mitarbeitern der UB Heidelberg für ihren Einsatz.

Dr. Maria Effinger
Universitätsbibliothek Heidelberg
 Plöck 107–109
 69117 Heidelberg

Dr. Irene Plein
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

7 Die Seite des Nachrichtenblattes innerhalb des Internetauftrittes der Landesdenkmalpflege war das Vorbild zur optischen Gestaltung der Nachrichtenblattseiten der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Erlebniskoffer „Die Burg im Mittelalter“ Unterrichtsmaterial für die Grundschule



Schematische Darstellung einer Idealburg

In Heft 2/2015 der „Denkmalpflege Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ wurden bereits drei von fünf neuen Unterrichtsmaterialien der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg für die Schule zu den Themen „Historische Weinberge“, „Historische Dorfkerne“ und „Historische Ortskerne“ vorgestellt. Die Reihe zeichnet sich dadurch aus, dass die Materialien von einem Fachmann und einem Pädagogen gemeinsam entwickelt und bereits während des Erstellungsprozesses mit einer Schule erprobt wurden. An dieser Stelle sollen nun zwei weitere Handreichungen angekündigt werden: eine zum Thema Burgen im Mittelalter, die andere zu historischer ländlicher Architektur (Abb. 1).

In Baden-Württemberg gibt es eine Vielzahl von Burgen. Die wenigsten sind vollständig erhalten, oft sind nur noch einzelne Mauerreste und Geländestrukturen vorhanden.

Die Erhaltung und Erforschung von Burgen sind seit jeher wichtige Aufgaben der Denkmalpflege. Im Vordergrund steht die Konservierung, die einhergeht mit der archäologisch-bauhistorischen Forschung. Dennoch werden bei jeder Sicherung wissenschaftlich relevante Bereiche berührt und Befunde sowie Funde zutage gefördert. Diese müssen dokumentiert und anschließend entsprechend aufbereitet werden.

1 Cover des neuesten Erlebniskoffers „Burg im Mittelalter“.

2 Schematische Darstellung einer Idealburg.

Das Partnerfeld der Denkmalpflege setzt sich bei Burgen aus privaten oder öffentlichen Eigentümern sowie Heimatforschern und Vereinen zusammen. Gemeinsam werden Grundlagen zu einzelnen Anlagen erfasst und Ergebnisse vor Ort oder in Museen dargestellt. Bei gefährdeten Anlagen müssen gemeinsam Konzepte entwickelt werden, um Burgen im Bestand zu sichern und ihre Reste denkmalgerecht und sicher für Besucher zu erschließen. Je spärlicher die Überreste sind, desto mehr ist die Vorstellungskraft von Kindern gefordert, wenn man sich ein Bild von der einstigen Anlage machen will. Dennoch ist für Kinder wichtig, mehr über die reale historische Situation vor Ort zu erfahren. Bei Burgen kann man dabei die kindliche Faszination am Mittelalter nutzen.

Reste mittelalterlicher Burgen sind uns im gesamten Land vor Augen. Ihre Existenz im Wohnumfeld der Kinder lädt ein, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wenn man den originalen Befund aus heutiger Sicht betrachtet, wirft dies Fragen auf, die beantwortet werden wollen: Was ist heute noch zu sehen? Wozu diente das alles? Wer lebte hier einst? Wie hat man in einer Burg gelebt? (Abb. 2)

Dies führt zwangsläufig zu Fragen aus heutiger Sicht: Was war früher anders als heute? Warum und wie wird das alles erhalten? Wer kümmert sich darum, dass Burgen auch in Zukunft zu betrachten sind?

Der „Erlebniskoffer Burg im Mittelalter“ beginnt

mit einer Sachanalyse: Was ist eine Burg? Es folgen einleitende Gedanken zur Funktion der Burg und zu Aspekten der Burgenforschung. Zur Behandlung der Themenkomplexe „Historische Phasen der Burg“ sowie „Burgentypen“, „Bauliche Gestalt der Burgen“ und „Idealtypische Burganlage“ werden Kopiervorlagen bereitgestellt. Mehrere Bausteine sollen ein mögliches Vorgehen bei der Behandlung des Themas „Burg im Mittelalter“ im Grundschulunterricht beschreiben. Idealerweise erfolgt die Beschäftigung mit dem Thema unter Mithilfe eines Museumskoffers, bedarf allerdings der Partnerschaft eines nahe liegenden Museum und/oder einer Bibliothek.

Wo diese Voraussetzungen nicht gegeben sind, empfehlen wir, auf alle



Schematische Darstellung einer Idealburg



oder einen Teil der anderen Bausteine zurückzugreifen. Im Anhang findet man Exkursionsvorschläge zu Burgen, Museen und Bibliotheken, nach Landkreisen geordnet.

Der Erlebniskoffer „Burg im Mittelalter“ entstand als Gemeinschaftsprodukt. Der historische Part wurde von Casimir Bumiller bearbeitet, zur Didaktik steuerte der ehemalige Schulleiter Hansjörg Noe seinen reichen Erfahrungsschatz bei. Er unterstützte auch die praktische Erprobung der Bausteine von Schülern der Grundschule Lörrach-Tumringen (Abb. 3; 4). Der Schulleiterin Cornelia Huber und der Lehrerin Stefanie Probst ist für ihre große Unterstützung bei der Erprobungsphase zu danken. Caroline Buffet brachte das Projekt „Museums-koffer“ des Museums Lörrach mit ein und betreute die interessierten Schüler. Von der Stadt-

bibliothek Lörrach organisierten Florian Nantscheff, Thu Minh Nguyen und Björn Hub ein von Friedricke Mertel, Landesstelle für Bibliothekswesen, koordiniertes Lernbuffet.

Praktischer Hinweis

Unter <http://www.denkmalpflege-bw.de/en/service/bildung/unterrichtsmaterial.html> findet man bald den Erlebniskoffer „Die Burg im Mittelalter“ zum Download sowie weitere Empfehlungen für den Unterricht.

Dr. Bertram Jenisch

Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Freiburg



3 Schüler der Grundschule Lörrach-Tumringen beim Lerngang in der Burg Rötteln.

4 Schüler bei der Annäherung ans Thema Burg im Klassenzimmer.

5 Cover des neuesten Erlebniskoffers „Historische ländliche Architektur“.

„Historische ländliche Architektur“ Unterrichtsmodul für die Sekundarstufe I

Gegenstand des Unterrichtsmaterials ist die historische Architektur auf dem Land (Abb. 5).

In der Einleitung heißt es dazu: „Ziel ist es, die Schülerinnen und Schüler an Fragestellungen heranzuführen, die sich im Zusammenhang mit der Denkmalpflege auf dem Land ergeben. Sie sollen den Wert von ländlichen Bauformen erkennen und eine eigene Haltung dazu entwickeln.“ Wenn gleich vom Schwarzwald beispielhaft ausgegangen wird, sind die Materialien so konzipiert, dass eine Übertragbarkeit auf die Gegebenheiten im Umfeld der Schüler möglich ist. Das selbständige Erkunden der Umgebung und Einbringen von Erfahrungen und Kenntnissen im Umfeld ist angestrebt.

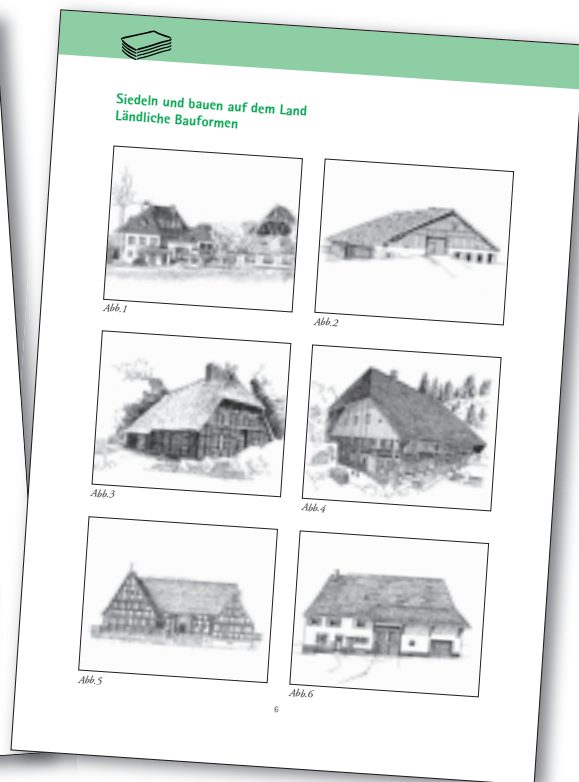
In vier Bausteinen wird das Thema behandelt: Es wurden weitgehend ausgearbeitete Unterrichts-

einheiten entwickelt, die aufeinander bezogen sind, aber auch einzeln verwendet werden können (Abb. 6). Es gibt zum jeweiligen Thema so genannte Schülerarbeitsblätter als Kopiervorlagen (Abb. 7) und „Lehrerhandreichungen“ mit Erläuterungen, Hintergrundinformationen und weiterführenden Anregungen. Ein großes Anliegen war es hier, in unterschiedlichen Fächern einsetzbar zu sein. Der erste der vier Bausteine führt spielerisch an das Thema heran: Aufgabe ist,



6 Die Lehrerin jongliert mit den vier prozessbezogenen Kompetenzen: den vier Bausteinen.

7 Schülerarbeitsblatt: Ländliche Bauformen.



ein zugewiesenes Stück Land im Spiel zu besiedeln. So entdecken die Schüler, dass mit allen Lebensgrundlagen wie Wasser, Land und Energie ausgesprochen sorgfältig umgegangen werden musste, um erfolgreich siedeln zu können.

Baustein II thematisiert Leben und Wirtschaften der Vergangenheit: Anhand der Erzählung eines Schlachttages lassen sich unterschiedliche Themen weiterverfolgen. So kann beispielsweise der Frage nachgegangen werden, wie Tierhaltung erfolgte, wie gelebt und gearbeitet wurde, wie die Standards des Wohnens aussahen. Bauen auf dem Land war gebaute Alltagskultur.

Der dritte Baustein beschäftigt sich dann konkret mit dem Hausbau, der Bauart ländlicher Häuser: Mit dem räumlichen Puzzle eines Bauernhofs können die Funktionszugehörigkeiten zum Beispiel von Stall und Bergeraum erarbeitet werden. Mit Hilfe eines Fragebogens lässt sich ein konkretes Objekt vor Ort erkunden.

Abschließend ist der vierte Baustein den Veränderungen auf dem Lande gewidmet: Unter anderem infolge der Technisierung haben sich die Gebäude gewandelt.

Inwieweit veränderte der Einsatz von Maschinen die Häuser? Was bedeutet „Höfesterben“ und welche Folgen hat dies für die Denkmalpflege? Bestandteil des Unterrichtsmaterials ist das Interview einer Journalistin mit Denkmaleigentümern eines ländlichen Baus.

Der Erlebniskoffer „Historische ländliche Architektur“ wurde im Team erarbeitet: Den denkmalfachlichen Teil lieferte der denkmalerefarene Architekt Dr. Stefan Blum. Zwei ehemalige Realschullehrer, Joachim Scheil und Peter Würfel,

konnten für den pädagogischen Part gewonnen werden. Die Koordination übernahm Diplomingenieur Jürgen Schmidt-Taube. In enger Abstimmung wurde das Modul im Laufe des Jahres 2011 konzipiert und bis Herbst des Jahres erarbeitet. Die wissenschaftliche Begleitung und Redaktion wurde in Kooperation zwischen Schulverwaltung, Schulrätin Barbara Schrade vom Referat 74 im Regierungspräsidium Freiburg sowie Dr. Friedrich Jacobs und Monika Loddenkemper vom ehemaligen Referat Denkmalpflege im selben Regierungspräsidium, heute Landesamt für Denkmalpflege, durchgeführt. Die Denkmalpflegepädagogin des Landesamtes, Christiane Schick, übernahm 2015 die Endredaktion.

Im Herbst 2011 wurde das Unterrichtsmaterial von der Realschule in Dunningen durch gleich zwei Lehrer im Rahmen einer Projektwoche praxiserprobt und im Folgenden in Teilen modifiziert. Die Bewertung von Praxisbezug, fächerübergreifender Arbeit und konkret vorbereitetem Unterrichtsmaterial war ausgesprochen positiv.

Praktischer Hinweis

Unter <http://www.denkmalpflege-bw.de/en/service/bildung/unterrichtsmaterial.html> findet man die Erlebniskoffer zum Download sowie weitere Empfehlungen für den Unterricht.

Monika Loddenkemper M.A.
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg

Die Schmiedetechnik Henning in Metzingen

Thema des 10. Studentenworkshops des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalpflege

Fragen rund um die denkmalgerechte Nachnutzung der Industrieanlage der 2013 geschlossenen Schmiedetechnik Henning werden im September Gegenstand des Studentenworkshops des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz (DNK) sein. Das DNK bietet diesen Workshop jährlich an, um Studierende der Kunstgeschichte und Architektur mit Aufgaben und Methoden von Denkmalschutz und Denkmalpflege vertraut zu machen. In diesem Jahr findet der Workshop zum zehnten Mal und zudem erstmals in Baden-Württemberg statt. Betreut wird er vom Landesamt für Denkmalpflege, von der Universität Stuttgart, Institut für Baukonstruktion und Entwerfen, sowie vom Institut für Architekturgeschichte. An dieser Stelle möchte die Landesdenkmalpflege das Kulturdenkmal vorstellen. Am 27. September 2015 besteht im Rahmen der Abschlusspräsentation des Workshops die seltene Gelegenheit zu einer Besichtigung vor Ort.

Iris Fromm-Kaupp/Michael Hascher

Unternehmensgeschichte

Im Jahr 1860 wurde die mechanische Werkstätte Laib & Henning in der Stuttgarter Straße in Metzingen eröffnet und 1863 mit ihrem neuen Teilhaber in „Henning, Klotz und Companie“ umbenannt. 1870 trennten sich die Teilhaber und Friedrich Henning (1828–1873) gründete seine eigene Maschinenfabrik. Am Ermskanal, dem Zentrum der gewerblichen und industriellen Entwicklung Metzingens, errichtete er an der Auchterstraße ein Wohn- und Fabrikgebäude. Nach seinem Tod übernahmen seine Söhne Friedrich und Karl das Unternehmen und begannen noch in den 1870er Jahren mit der Erweiterung der Anlage, in der Dampfmaschinen, Lokomobile, Einrichtungen für Brauereien, Gerbereien, Färbereien und Spezialmaschinen hergestellt wurden. In der 1891 eingerichteten Gesenkschmiedehalle, dem bis dahin größten Fabrikbau des Areals, wurden Teile für den Eisenbahnwaggonbau und für das Heer produziert. Die Aufträge zur Fertigung von Rüstungsteilen brachten der Firma in beiden Weltkriegen eine hervorragende Auftragslage. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte sich das Unternehmen als spezialisierter Zulieferer für die Fahrzeugindustrie und den Maschinenbau etablieren. Die Firma lieferte formschwierige Gesenkschmiedeteile aus Stahl vom Schmiederohling bis zum einbaufertigen Produkt. Das heißt, ihre

Kompetenz bestand im Umformen heißer Metallteile, die mit großen Hämmern in Formen, so genannte Gesenke, geschlagen wurden. Im Zusammenhang der weltweiten Wirtschaftskrise 2008 geriet das Unternehmen jedoch in Schwierigkeiten und musste die Produktion in Metzingen einstellen.

Was bleibt, ist ein weitläufiges Firmenareal mit historischen, zumeist freistehenden Werksbauten, in denen auch Reste der maschinellen Ausstattung erhalten sind (Abb. 1). Zudem steht unweit des Firmengeländes die 1890 von Friedrich Henning jr. in einem großen Garten errichtete Fabrikantenvilla. Der erhaltene Bestand dokumentiert nicht nur die Geschichte der Firma Henning, er ist auch



1 Kartierung des Firmenareals in der Denkmaldatenbank ADAB.



2 Sheddach.



charakteristisch für die Entwicklung der Industrie und Industriearchitektur in dieser Region zwischen 1870 und 1970.

Gebäudebestand

An der Auchtertstraße, nördlich des Kanals, steht der als Wohn- und Fabrikgebäude 1870 errichtete Gründungsbau, ein zweigeschossiges, satteldachgedecktes, verputztes Fachwerkgebäude. Hier zeigt sich die noch am Wohnhausbau orientierende Formensprache früher Industriebauten. Auf die Teilnutzung als Wohnhaus verweisen die heute noch im Obergeschoss des Quergiebls angebrachten Klappläden. Die Produktion war in dem zum Kanal gerichteten, ebenfalls zweigeschossigen Gebäudeteil untergebracht.

Dieser wurde 1906/07 von Architekt Ernst Schmid um die Modellschreinerei verlängert. Die Baumaßnahme integrierte die Wasserkraftanlage in den neuen Baukörper, sodass zur Auchtertstraße hin eine einheitliche Fassade entstand.

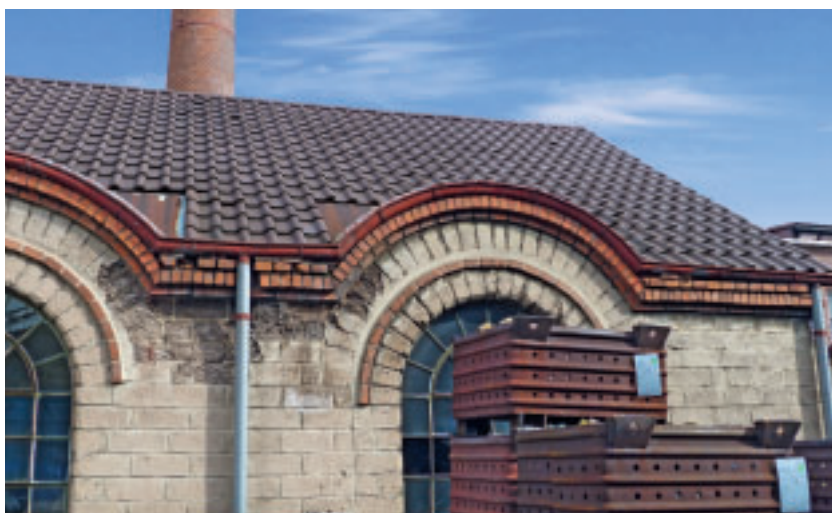
Als gut überlieferte Beispiele der Industriearchitektur der Jahrhundertwende sind die zwischen 1891/94 von Stadtbaumeister Otto Brenner errichtete Alte Schmiede und die nach den Plänen von Ernst Schmid erbaute Gesenkschmiede II mit

Kesselhaus und Schornstein von 1906/07 anzusehen. Für eine ausreichende Belichtung der lang gestreckten, eingeschossigen Werkhallen sorgen große Seitenfenster und bei der Gesenkschmiede II zusätzlich das gleichmäßige Licht des Sheddaches (Abb. 2). Bemerkenswert an der Alten Schmiede ist außerdem die eiserne Dachkonstruktion. Für Industriebauten dieser Zeit bezeichnend ist die anspruchsvolle Fassadengestaltung, die an der Gesenkschmiede II vergleichsweise aufwendig ausgeführt ist. Bänder und Friese aus rotem Backstein sind als farblich abgesetzte Gliederungselemente auf die gelblichen Wandflächen aus Kunststein gesetzt. Die umlaufenden Zierfriese akzentuieren zudem die größtenteils noch original erhaltenen Rundbogenfenster mit Sprossenteilung (Abb. 3). Das von Otto Brenner entworfene Lager für lange Stabeisen von 1899, ein Fachwerkbau mit Backsteinausfachung und Satteldach, greift Elemente des regionalen Ingenieurholzbaus für Lagerbauten auf. Gebäude wie diese sind häufig von baulichen Veränderungen betroffen, sodass es heute nur noch wenige authentische Exemplare aus dieser relativ frühen Bauzeit gibt (Abb. 4).

Als Neubauten entwarf Architekt K. Rumpp 1934 die Kraftgasanlage, 1940 die Gesenkschmiede III und 1942 die Vergüteeanlage. Dem reibungslosen

3 Rundbogenfenster.

4 Lagergebäude, im Vordergrund Portalkran und Flächen für frei bewitterte Lagerung.



Produktionsablauf dienen außerdem die Werkstätten jenseits des Ermskanals. Dazu gehörte erstmals eine im Jargon des Dritten Reiches als „Gefolgschaftsraum“ bezeichnete Werkskantine zur Verköstigung der Mitarbeiter.

Die ehemalige Kraftgasanlage ist typisch für die Architektur der dreißiger Jahre. Charakteristisch sind etwa der aus unterschiedlich hohen Kuben zusammengesetzte Baukörper und der Materialkontrast aus Putzflächen, Klinkerverkleidungen und den regelmäßig gesetzten Rechteckfenstern. Die Erweiterung von 1941, ein Flachdachbau aus Backstein, passt sich dem Bestand an.

Der markanteste Bau auf dem Firmenareal ist der mächtige Hallenbau der Gesenkschmiede III (Abb. 5). Die Fassade der Stahlbetonkonstruktion besteht aus Ziegelsteinen. Die enorme Höhenwirkung des basilikalen Gebäudes wird gestalterisch geschickt durch den rhythmischen Wechsel von Fenster- und Wandflächen gesteigert. An die Gesenkschmiede II schließt sich das neue Werkstor an, das die Durchfahrt durch den Gründungsbau als erstes Werkstor ersetzt.

Funktionalität und Sachlichkeit kennzeichnen die Vergüteeanlage von 1942. Der Flachdachbau verfügt mit seiner durchgehend verglasten Westfassade nicht nur über ausreichende Belichtung, sondern auch über großzügige Lüftungsmöglichkeiten.

Die genannten Gebäude, die Freiflächen, der Kanal sowie die Ausstattung und das Zubehör bilden eine Sachgesamtheit, die 2004 als Kulturdenkmal benannt wurde.

Erhaltene maschinelle Ausstattung

Ein Glücksfall ist, dass auch einige Maschinen der Firma, die als Zubehör zum Kulturdenkmal gehören, erhalten werden konnten. Die älteste ist die Exzenter-Biegepresse des Herstellers Prohl-Lohmann aus dem Jahr 1943 (Abb. 6). Sie demonstriert die Breite der Verfahren, die Henning angewendete.

Auf die lange Tradition des Schmiedens verweist die erhaltene Schmiedeecke mit Amboss und Schmiedezangen. Die neueren Verfahren belegen ein Luftschmiedehammer Beché aus dem Jahr 1961 und ein zugehöriger Glühofen (Aichelin). Zur Veranschaulichung anderer Methoden der Metallbearbeitung kann der kleine Maschinenpark aus Drehmaschine (Weißer, Heilbronn, 1961), Rundschleifmaschine (Fortuna, Rottweil, 1958) und Radialbohrmaschine (Kolb, Heilbronn, um 1960) dienen.

Die offene Frage ist nun, wie dieses anschauliche Ensemble aus baulichen und nicht-baulichen Elementen in einer Weise nachgenutzt werden kann, die den Denkmalwert erhält. Da „klassische“ Wege der Umnutzung wie Outlet-Store oder ein



5 Ansicht der Gesenkschmiede III (auch „Neue Schmiedehalle“).

Industriemuseum ausscheiden, ist hier Kreativität gefragt. So trifft es sich gut, dass der 10. Studentenworkshop des DNK hier stattfindet. 20 Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen vom Architekten bis zum Historiker beschäftigen sich im September 2015 mit der Frage, wie das fast urban anmutende Gelände einer sinnvollen und denkmalgerechten Nachnutzung zugeführt werden kann. Dabei werden Fragen von der Analyse und Grundlagenermittlung (bauliche Strukturen, Gestaltqualität) über die verschiedenen Aspekte der Nutzungskonzepte (städtebauliche Randbedingungen, Integration der Maschinen) bis hin zu Vermittlungsstrategien behandelt. Eigentümer, Stadt und Denkmalpflege erhalten so Anregungen für den weiteren Umgang mit dem gut erschlossenen Industrieareal.

Praktischer Hinweis

Am 27. September werden die Studierenden vor Ort die Ergebnisse ihrer Arbeit öffentlich präsentieren. Die Veranstaltung beginnt um 11.30 Uhr im Gefolgschaftsraum, anschließend finden um 14 und 14.30 Uhr Führungen statt. Aus Sicherheitsgründen ist die Teilnehmerzahl begrenzt.

Um vorherige Anmeldung bei der Stadt Metzingen (Frau Schuster) wird bis 10. September gebeten: Tel. 071 23/92 53 02 oder E-Mail: c.schuster@metzingen.de

Parken und Zugang über Paul-Lechler-Straße gegenüber der OMV-Tankstelle.

Iris Fromm-Kaupp
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Tübingen

Michael Hascher
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

6 Presse in der Schmiedehalle der Gesenkschmiede III.



Freizeitspaß und Wettkampffieber

Das Freibad Markwasen in Reutlingen

Kann auch ein Freibad Denkmal sein? Selbstverständlich! In Baden-Württemberg stehen insgesamt 15 solcher Sport- und Freizeitstätten unter Denkmalschutz, die meisten davon wurden in den 1920er und 1930er Jahren erbaut. Drei Anlagen stammen aus der Nachkriegszeit, nämlich das Hardenbergbad in Baden-Baden (1952), das Freibad in Böblingen (1953) und als jüngstes und zuletzt als Kulturdenkmal erkanntes Beispiel das Freibad Markwasen in Reutlingen (1955).

Sabine Kraume-Probst

1 Der luftig-leichte Eingangsbereich von der Innenseite.

2 Der Umkleidetrakt: eine offene zweigeschossige Konstruktion mit großen Freitreppen.

3 Die wettkampftauglichen Schwimm- und Sprungbecken mit Turm und Zuschauertribüne.

Planung

Das Reutlinger Freibad (Hermann-Hesse-Straße 40), bestehend aus Eingangs- und Garderoben-trakt, Nebeneingang, Tribüne mit Nebengebäuden, Schwimmbecken, Sprungbecken mit Turm, ehemaligem Planschbecken (heute Sandkasten) und Grünanlagen, wurde 1954/55 von Stadtbau-direktor Carl Haid nach einem Entwurf von Richard Konwiarz aus Hannover erbaut. Bürgermeister Oskar Kalbfell eröffnete es am 17. Juni 1955; so-

mit feiert das Bad in diesem Jahr sein 60-jähriges Jubiläum. Bereits in der ersten Saison kamen nahezu 150 000 Besucher; bis heute hat das Freibad nichts von seiner Attraktivität eingebüßt.

In Reutlingen gab es bereits 1854 eine öffentliche Badeanstalt. Das am Zusammenfluss von Echaz und Arbach gelegene „Arbachbad“ besaß ein ovales Schwimmbecken und war für maximal 3000 Badegäste ausgelegt. Durch das Bevölkerungswachstum in der Wiederaufbauphase seit dem Zweiten Weltkrieg wurde der Wunsch nach einem



zeitgemäßen Bad laut, zumal es im Arbachbad nicht möglich war, Wettkämpfe durchzuführen. Der Schwimmsport aber hatte damals einen hohen Stellenwert erlangt.

Ein gefragter Spezialist für die Anlage von Sportstätten war der emeritierte Professor Richard Konwiarz, der auch am Bau des Niedersachsenstadions in Hannover beteiligt war. Er lieferte für das Reutlinger Freibad einen ersten Entwurf, an dem sich das Reutlinger Hochbauamt unter Leitung von Baudirektor Carl Haid bei seiner Planung orientierte. Auf der sehr großzügig bemessenen Grundfläche von 10 ha (100 000 qm) entstand schließlich eine Anlage, die nach ihrer Fertigstellung als modernstes Freibad der Bundesrepublik gelobt wurde. Es zählte in den Anfangsjahren zu den wenigen wettkampfgerecht ausgestatteten Freibädern des Landes.

Lösung der Bauaufgabe

Der Hauptzugang liegt im eingeschossigen Eingangstrakt, der mit drei Flügeln stumpfwinklig einen Innenhof umschließt (Abb. 1). Große und kleinere Durchgänge und schattenspendende Flugdächer über dem Eingang und um den Hof sorgen für ein luftig-leichtes Entree. Ein zweiter Zugang (heute nur noch Ausgang) mit eigenem Kassenhäuschen findet sich hinter der Tribüne, auch hier sorgt ein lang gestrecktes Flachdach für ausreichend Schatten.

Südlich an den Haupteingang schließt der zweigeschossige Umkleide trakt an (Abb. 2), ein zum Bad hin offener Sichtbetonbau mit angrenzendem Sanitärtrakt. Glasbausteine an der Straßenfassade und ein Lichtband im Dach sorgen auch im rückwärtigen Bereich für ausreichende Belichtung. Zwei breite, ausladende Freitreppen führen vom Obergeschoss in die Bäderlandschaft (Abb. 5). Auf leicht geschwungenem Weg erreicht man den Sport- und Badebereich.

Das Schwimmerbecken mit 21 m mal 50 m, daneben das Sprungbecken mit 21 m mal 25 m und einer Wassertiefe von 4,5 m, sowie die parallel



dazu angebrachte Zuschauertribüne mit dahinter liegenden Kabinen bilden das Kernstück der Anlage (Abb. 3). Einen besonderen Akzent setzte von Anfang an die imposante Betonskulptur des 10 m hohen Sprungturms mit unterschiedlich hohen Plattformen (Abb. 4). Ein weiteres architektonisches Meisterstück ist die kühn und leicht wirkende Konstruktion der an ihrer Rückseite unverkleideten Tribüne, auf deren Betonstufen 2000 Zuschauer Platz finden (Abb. 6). Heute noch werden im Freibad Markwasen Wettkämpfe ausgetragen. Die bedeutendsten Ereignisse waren neben zahlreichen Württembergischen Meisterschaften wohl die Deutsche Schwimmmeisterschaft von 1961 und die Deutschen Meisterschaften im Kunst- und Turmspringen 1969.

Eine Besonderheit der Reutlinger Anlage sind die acht kleinen, quadratischen Gebäude mit einem Fensterband unter dem leicht vorstehenden Flachdach, die wie eine Perlenkette in leichtem Bogen hinter der Tribüne angeordnet sind. Sie wirken wie leichte Strandhäuschen (Abb. 7), darin finden sich jedoch Funktionen, für die traditionell eher ein

4 Die Freiplastik des Sprungturms ist bauzeitlich, Sicherheitsgitter und die leuchtend blaue Farbe sind moderne Zutaten.

5 Wie ein filigranes Kunstwerk ist die Treppe gestaltet, die vom Obergeschoss der Umkleide in die Badelandschaft führt.

6 Die eindrucksvolle elegante Konstruktion der Zuschauertribüne mit ihren offenen Durchgängen zeigt sich insbesondere auf der Rückseite.





7 Die kleinen Umkle- und Sanitätshäuschen, locker hinter der Tribüne aufgereiht.

8 Schon im Außenbereich findet sich eine parkartig gestaltete Anlage.

9 Leicht geschwungene Wege führen zu Schwimmer- und Sprungbecken mit Tribüne.

Großbau erstellt wird: Neben weiteren Sanitätsräumen sind hier die Umkleiden für Vereine und Mannschaften untergebracht.

Neben der Sportstätte stand bei der Planung natürlich von vornherein die Nutzung als Familienbad im Vordergrund, als Ersatz für das aufgegebene Arbachbad. Hierzu gehören neben den großzügigen Freiflächen zum Sonnen, Spielen und Entspannen vor allem das Nichtschwimmerbecken und das Kleinkinderplanschbecken. Beide sind noch erhalten, auch wenn im Nichtschwimmerbereich die alte Rutsche „Modell Nixe“ inzwischen durch modernere Anlagen ersetzt wurde und das ursprüngliche Babybecken heute als Sandkiste dient.

Grünanlagen

Die Bauten und Freiflächen sind eingefügt in eine Parklandschaft aus ineinander übergehenden Grünräumen, die auch über das Badgelände hinausgreift: Lockere Baumreihen und Rasenflächen begleiten die Gehwege bereits vor dem Eingang (Abb. 8). Im Inneren finden sich weitläufige Liegewiesen mit schattigen Solitärbäumen, dazwischen Strauchgruppen und Blumenrabatten zur Abgrenzung der Ruhebereiche vom Schwimmbecken. Geschwungene Wege (Abb. 9), an einigen Stellen noch mit der ursprünglichen Pflasterung aus Rotsandstein, durchziehen die Anlage, und gemauerte Rabatteneinfassungen – etwa in einem ausladenden Halbkreis nördlich des Schwimmerbeckens – laden zum Sitzen ein. Schon bei der Planung wurde großer Wert auf Spielbereiche gelegt. Es gibt nicht nur den obligatorischen Kinderspielfeld, sondern auch eine separate Sport- und Spielwiese für Jugendliche und Erwachsene. Die bevorzugten Sportarten sind heute allerdings andere: Statt Krocket und Ringtennis wird der Platz inzwischen für Beach-Volleyball oder Badminton angeboten. Die über das gesamte Gelände verteilten steinernen Tischtennisplatten aus der Frühzeit des Bades sind aber noch immer in Gebrauch.

Fazit

Natürlich hat sich das Freibad in sechs Jahrzehnten weiterentwickelt. Dem Zeitgeist entsprechend wurde in den 1980er Jahren ein Wellenbad als separates Becken errichtet, eine neue Badelandschaft für Kleinkinder ist entstanden, zusätzliche Gebäude vor allem für die Gastronomie sowie technische Erneuerungen haben längst Einzug gehalten. Trotzdem war die Grundkonzeption zukunftsweisend: Die Ursprungsbauten in ihrer Zweckmäßigkeit und zeitlosen Eleganz erfüllen wie die Grünanlagen bis heute ihre Aufgabe. Daher ist das Freibad Markwasen mit den Gebäuden, Objekten und gärtnerischen Anlagen aus der Bauzeit ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen, wegen der hohen gestalterischen Qualität auch aus künstlerischen Gründen.

Praktischer Hinweis

Informationen zu Öffnungszeiten und Eintrittspreisen finden sich unter www.stadtwerke-reutlingen.de/swr/baeder/markwasen_start.php

Sabine Kraume-Probst M.A.
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstort Tübingen

Denkmalporträt



Unterricht mit Aussicht Das Schulhaus von Wolfegg

Zwischen der vorletzten Jahrhundertwende und dem Beginn des Ersten Weltkriegs erlebte der Schulhausbau in Deutschland einen großen Entwicklungsschritt. Namentlich viele Schulen auf dem Lande und in den kleinen Städten verließen die Provisorien, in denen sie jahrzehntelang untergebracht waren und erhielten geräumige, hygienisch ausgeklügelte und weitgehend kindgerecht gestaltete Häuser, die zudem mit der Architektur auf ihre gebaute Umgebung Rücksicht nahmen. Das Wolfegger Schulhaus (Lkr. Ravensburg) von 1908 ist ein besonders gutes Beispiel für diesen Bautyp. Es liegt am damaligen Ortsrand auf einem Bauplatz, der freie Aussicht in die hügelige Umgebung ermöglicht. Oberamtsbaumeister Reiser aus Bad Waldsee hatte das Haus als Putzbau mit übergiebeltem Eckrisalit und Mansarddach entworfen. Die verwendeten Architekturformen haben ihren Ursprung im Barock und waren zur Erbauungszeit vor allem in den barock geprägten Landstrichen Süddeutschlands sehr beliebt.

Im Inneren verteilen sich die vier Klassenzimmer sowie das Lehrerzimmer, die Bibliothek und zwei weitere Nebenräume auf zwei Stockwerken um ein großzügiges Treppenhaus und einen breiten, hellen Erschließungsflur mit Aufenthaltsqualität – dem hervorstechenden Merkmal in Schulbauten jener Jahre. Die Schulsäle haben Wandtäfer und

hohe Sprossenfenster. Das Licht kommt in den meisten Räumen von links.

Besonders erwähnenswert sind der gute Überlieferungsstand und der überall erkennbare pflegliche Umgang mit der Substanz und der ortsfesten Ausstattung während mehr als 100 Jahren Schulalltag. Auch erneuerte Bestandteile wie etwa die Sprossenfenster und die Täfelung der Klassenzimmer folgen streng dem Erscheinungsbild der Originale. Türblätter, eiserne und hölzerne Treppengeländer und die Fußböden stammen noch weitgehend aus der Erbauungszeit. Selbst die zum ursprünglichen Erscheinungsbild des Inneren gehörende Schablonenmalerei wurde wieder freigelegt und erneuert. Das Wolfegger Schulhaus vermittelt dank seiner guten Überlieferung auf sehr anschauliche Weise den Entwicklungsstand des ländlichen Schulhausbaus vor dem Ersten Weltkrieg in Süddeutschland. Für die einfühlsame Gestaltung im Sinne des Heimatschutzgedankens schlagen künstlerische Schutzgründe zu Buche. Gleichzeitig ist es durch seine mehr als 100-jährige Nutzung für Schuls Zwecke ein Zeugnis der örtlichen Schultradition. Es handelt sich daher um ein Kulturdenkmal.

Dr. Michael Ruhland
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Tübingen

Rezensionen

Albrecht Bedal: Haller Häuserbuch

Künzelsau 2014, 542 S., zahl. Abb. und Pläne,
ISBN 978-3-89929-273-2
32 Euro

Die einstige freie Reichsstadt Schwäbisch Hall zählt zu den hervorragend überlieferten mittelalterlichen Städten im deutschen Südwesten. Das 2014 erschienene und in vielfacher Hinsicht gewichtige „Haller Häuserbuch“ von Albrecht Bedal ist mehr als ein Häuserbuch. Es ist zugleich ein breit angelegtes Lesebuch zum bürgerlichen Baugeschehen seit dem Mittelalter bis in die jüngste Zeit hinein. Dabei ist es dem Autor ein besonderes Anliegen, einem breiten Publikum Baugeschichte und Architekturgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage möglichst verständlich und anschaulich zu präsentieren.

Albrecht Bedal, langjähriger Leiter des städtischen Hochbauamtes Schwäbisch Hall und des Hohenloher Freilandmuseums Wackerhofen, kann für sein Häuserbuch vor allem auf drei Dinge zurückgreifen. Erstens auf die seit 1986 begonnenen flächenhaften dendrochronologischen Datierungen, die von Kelleruntersuchungen begleitet wurden und damals bundesweite Maßstäbe setzten, zweitens auf das „Haller Häuserlexikon“ des Stadtarchivs mit bis in das Spätmittelalter zurückreichenden Angaben zu Besitzern und drittens auf seine eigenen Ergebnisse als wissenschaftlicher Hausforscher in den letzten drei Jahrzehnten.

Das 542 Seiten umfassende Werk mit zahlreichen Fotos und Plänen gliedert sich nahezu hälftig in einen allgemeinen Teil und in den Gebäudekatalog. Der allgemeine Teil zum Bauwesen in der Stadt ist chronologisch von der Stadtwerdung über das besonders prägende Spätmittelalter und die Zeit des Barock und Rokoko bis hin zur Haller Philosophie der Stadterneuerung zur Jahrtausendwende aufgebaut. In diese Chronologie integriert sind Themen, die einzelne Bauaufgaben, Baukonstruktionen, Gebäudeteile oder Nutzungsaspekte in den Fokus rücken. Der Leser erfährt in gut nachvollziehbarer Weise Wichtiges und Exemplarisches über Stein- und Fachwerkbauten, über Wohnstuben, Küchen und Erdgeschoßhallen, über Dachwerke, Gotteshäuser und bunte Wände.

Im Katalogteil werden gut 50 Gebäude ausführlich behandelt. Zu den Auswahlkriterien zählten der Umfang des vorhandenen Materials, die Bedeutung des Anwesens für die Stadt oder der Impuls, bei einem Haus künftig die Forschung zu vertiefen. Die schematischen, aber für eine Publikation mit allgemeiner Leserzielgruppe hinreichenden Grund-

risse der Gebäude sind in der Regel im einheitlichen Maßstab 1:250 abgebildet, was einen Vergleich der Größenverhältnisse zwischen Bauten für Arme und Reiche ermöglicht. Zur besseren Lesbarkeit sind in den Grundrissen die Wände nach ihrem Baualter und die Räume nach ihren früheren Nutzungen farbig angelegt. Das „Haller Häuserbuch“ schließt mit einer Liste der fast 200 dendrochronologisch datierten Gebäude im Altstadtbereich, einem Glossar und einem kompakten Literaturverzeichnis.

Albrecht Bedals Häuserbuch ist nicht nur für Bürgerinnen und Bürger aus Schwäbisch Hall eine spannende und vielfältige Fundgrube, sondern auch darüber hinaus ein fundiertes Lesebuch zum Baugeschehen ganz allgemein in Vergangenheit und Gegenwart. Zugleich unterstützt es die Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege, indem es ein großes Spektrum baulicher Werte anschaulich werden lässt – eine Denkmalvermittlung im besten Sinne.

Michael Goer

Werner Konold/R. Johanna Regnath (Hrsg.): Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur

Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 81
Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2014, 268 S.,
176 Abb., ISBN 978-3-7995-0575-8
24,90 Euro

„Militärische Schichten der Kulturlandschaft“ war das Thema einer interdisziplinären Tagung, die im März 2011 in Endingen am Kaiserstuhl stattfand. Initiiert wurde sie vom Alemannischen Institut Freiburg i. Br. e.V. und dem Institut für Landespflege der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg in Kooperation mit dem damaligen Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg und der Stadt Endingen. In Folge ergab sich daraus eine Arbeitsgruppe, die sich 2012 in zwei Workshops der Bewertung militärischer Relikte in der Landschaft widmete. Im September 2013 stand der bundesweite Tag des offenen Denkmals unter dem Motto „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“. Dazu zählten auch Bunker-, Festungs- und Verteidigungsanlagen aus jüngerer und jüngster Zeit, denen zum einen jedweder ästhetischer beziehungsweise kunsthistorischer Aspekt abgeht, die zum anderen auch vielfach aufgrund ihres Kontextes ein gewisses Unbehagen bei damit nicht Befassten auslösen.

Insgesamt 13 Beiträge sind als Frucht universitärer, denkmalpflegerischer, aber auch heimatgeschicht-



licher Auseinandersetzung mit diesem Thema in dem von Werner Konold (Universität Freiburg) und Johanna Regnath (Alemannisches Institut) herausgegebenen Buch versammelt. Bis auf einen Beitrag zu jungneolithischen Grabenwerken des 5. und 4. Jahrtausends v. Chr. (Ute Seidel) – der nicht zuletzt deshalb etwas isoliert dasteht – finden sich Themen aus der Zeit vom 17. bis 20. Jahrhundert. Zweimal vertreten sind Betrachtungen zu Militärbauten des Nachbarlandes Schweiz (Thomas Bitterli-Waldvogel, Silvio Keller, Werner A. Gallusser). Es folgen Überlegungen zur Auswirkung von Festungsbauten auf die Gestaltung der umliegenden Landschaft (Jean-Marie Balliet). Die Sicht der Landesdenkmalpflege verdeutlichen Beiträge über frühnezeitliche Schanzen im Schwarzwald sowie barocke Belagerungswerke im Breisgau (Andreas Haasis-Berner, Bertram Jenisch), anschließend wird der im Zweiten Weltkrieg errichtete Westwall am südlichen Oberrhein und in der Ortenau unter den Aspekten des Umgangs in der Nachkriegszeit (Michael H. Bruder) sowie der heutigen Rezeption und Nutzbarkeit und der archäologischen Forschung in denkmalpflegerischer Praxis thematisiert (Gitta Reinhard-Fehrenbach, Jutta Klug-Treppe). Ein ganz anderer, überraschender Aspekt tritt im Beitrag zur Bedeutung ehemaliger Befestigungsanlagen als so genannte Wallgrünflächen für städtische Erholungsräume in den Vordergrund. Die Breite der Themen spiegelt auch den beruflichen Hintergrund und die unterschiedlichen Blickwinkel der Autoren wider, was letztlich die Fülle an Anregungen deutlich bereichert.

Der Titel „Geschichte braucht authentische Orte“ des Beitrages von Rita Mohr de Perez zum Umgang mit militärischen Denkmälern im Landkreis Teltow-Fläming im südlichen Brandenburg verdeutlicht vielleicht am besten, welchen Gefährdungen der Bestand an neuzeitlich-modernem Militärerbe unterliegt und welche Herausforderungen er für die Denkmalpflege stellt. In anderen Bereichen bewährte Konzepte zur Erhaltung und Nutzung historisch bedeutsamer Relikte (Denkmale) greifen für ihres einstigen Zweckes dauerhaft entthobene Beobachtungsstände, Schutz- und Zielbauten oder Schießanlagen naturgemäß nur schwer, was etwa auch am Umgang mit den Bauten des Westwalls am Oberrhein sichtbar wird. Insbesondere in Hinblick auf die Technikgeschichte verdienen Militärbauten jedoch besondere Beachtung, spiegeln ihre mechanischen Bauteile wie Motoren, Getriebe und verwendete Materialien bisweilen doch den modernsten Stand der damaligen Technik wider. Ein Beitrag stellt sich nochmals grundsätzlich der Frage nach dem Umgang mit militärischen Objekten in der Denkmalpflege unter den Aspekten der Bewertung und denkmalfachlichen Einordnung. Neben großen Flächen wie Truppenübungsplätzen

mit einer Vielzahl an Einzelementen und infrastruktureller Ausstattung stehen linienhafte oder auch punktuelle Elemente. Gemeinsam sind ihnen allen der Zeugniswert, der zu erfassende sozial- und heimatgeschichtliche Kontext sowie die Auswirkungen auf die umgebende Landschaft. Dankenswerterweise geht auch der einleitende Beitrag „Militärische Schichten in Kulturlandschaften zwischen Wertschätzung und Unbehagen“ (Werner Konold) in erfreulicher Tiefe und erfrischenden Gedankengängen auf das Kernanliegen der Tagung und des daraus resultierenden, reich bebilderten und gut lesbaren Tagungsbandes ein. Man darf dem Autor, der seit Jahrzehnten im Bereich der historischen Kulturlandschaftsforschung maßgeblich tätig ist, für die Anregungen in dieser Publikation zu einem schwierigen Thema uneingeschränkt danken. Die daraus resultierende Quintessenz kann man wohl kaum treffender zusammenfassen, als es der Klappentext des Buches tut: „Die Auseinandersetzung mit Schichten der Kulturlandschaft, die auf militärische Nutzungen zurückgehen, ruft oft ein latentes Unbehagen hervor, insbesondere wenn sie sich auf die jüngere Vergangenheit beziehen. Trotzdem müssen sich sowohl die Verantwortlichen in der Denkmalpflege als auch die Gesellschaft mit Fragen zum Umgang mit militärischen Hinterlassenschaften und zu ihrer denkmalpflegerischen Bewertung auseinandersetzen, da zahlreiche Konversionsmaßnahmen anstehen.“ Aktuell lassen sich diese Herausforderungen etwa auch an der detaillierten Aufarbeitung des als Kulturdenkmal und Sachgesamtheit gemäß §2 des Denkmalschutzgesetzes ausgewiesenen ehemaligen Truppenübungsplatzes Münsingen auf der Schwäbischen Alb mit seiner gut 110-jährigen Militärgeschichte (1895–2004) und seiner enorm großen Zahl an einzelnen Objekten erkennen. Hier betritt die Landesdenkmalpflege in Baden-Württemberg in vielerlei Hinsicht bundesweit methodisches Neuland.

Christoph Morrissey

Sophie Gerber: Küche, Kühlschrank, Kilowatt. Zur Geschichte des privaten Energiekonsums in Deutschland, 1945–1990

Bielefeld 2015, 356 S., zahlr. Abb., ISBN: 978-3837628678, 34,99 Euro

Wenn Häuser auf ihre Kulturdenkmaleigenschaft geprüft werden, wird in der Regel auch der Beitrag der historischen Ausstattung zum Denkmalwert geprüft. Gegebenenfalls wird so die Ausstattung mit erfasst und auch geschützt. Auf diese Weise wurden in den letzten Jahren auch jüngere Elektrogeräte wie etwa ein Mikrowellenherd in der Villa



Wagner in Friedrichshafen (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2011/2) erhalten. Die Begründung des Denkmalwerts und die Veranschaulichung des öffentlichen Interesses der Wissenschaft an diesen Objekten waren bislang relativ kompliziert, da es nur wenig Literatur zu dieser Fragestellung gab. Mit der Dissertation von Sophie Gerber verbessert sich nun diese Situation insofern, als die Hintergründe besser beleuchtet werden. Gerber ergänzt mit ihrer Arbeit nicht nur die bestehenden Forschungen zu Haushaltsgeräten, sondern zeigt auch, welche Erkenntnisse in diesem Rahmen aus materiellen Objekten als Quellen gewonnen werden können.

Das Buch gliedert sich in acht Teile. In der Einleitung geht Gerber auf die in ihrer Arbeit berührten Forschungsfelder Energiegeschichte, Konsumgeschichte und Geschichte der Dinge ein und zeigt (S. 39–43), welchen Stellenwert die materiellen Objekte haben sollen. Im Auftaktkapitel „Energiesparen vor 1945“ wird die Vorgeschichte des Untersuchungszeitraums behandelt, und es findet sich dort die erste von fünf Objektstudien, die alle Gegenstände aus dem Deutschen Museum oder dem Technischen Museum Wien behandeln. Bei der hier thematisierten Kochkiste hätte man sich mehr Informationen zur individuellen Objektgeschichte (Hersteller?) und Belege zu den Aussagen gewünscht (S. 54 „In der Frankfurter Küche [...] wurde 1926 ebenfalls eine Kochkiste eingeplant“). Auch die verwendeten Materialien und eventuelle Gebrauchsspuren wären (auch beim Fehlen der Letzteren) eine Bemerkung wert gewesen. Insgesamt wirkt diese Form der Einbindung von Objekten aber gelungen.

Das Kapitel „Statistiken. Energiekonsum in Zahlen“ ist eine detaillierte quantitative Einordnung des Untersuchungsgegenstandes und bestätigt die Vermutung der im Betrachtungszeitraum 1945 bis 1990 immer weiter steigenden Bedeutung der privaten Haushalte für den Gesamtenergieverbrauch und der wachsenden „Geräteparks“ für den Verbrauch der Haushalte.

Gerber behandelt den Untersuchungszeitraum in vier Kapiteln mit den mittlerweile etablierten Zäsuren 1957, 1972, 1979/80. Bemerkenswert ist im ersten dieser Kapitel die gut gelungene (wenn auch nicht neue) Widerlegung des populären Bildes der Konsumwelt der 1950er Jahre, das mehr die Werbung als die gesellschaftliche Realität wahrnimmt. Das Objektbeispiel des Einkochtopfs der Firma Weck bringt das auf den Punkt, und das Zitat zur 1949 gewährten „Sonderzuteilung für Einkochzwecke“ S. 81 illustriert schön, dass sich zwar die schon in den 1930er Jahren angeregten Konsumräume in den 1950er Jahren weiterentwickelten, aber erst in den 1960er Jahren zum breiten Phänomen wurden. Die Realität war noch von

der im „Einwecken“ zum Ausdruck kommenden „klassischen“ Tugend der Sparsamkeit geprägt. In den „langen 1960er Jahren“ entwickelte sich dagegen eine „Energievergessenheit“ (S. 198), die sich tief in der Mentalität der Menschen in der alten BRD festsetzte. Wichtigste Rahmenbedingungen dafür waren fallende Strompreise bei gleichzeitig wachsender Ausstattung der Haushalte mit als modern geltenden elektrischen Geräten. Auch die Konkurrenz der Elektrizitäts- und Gaswerke spielte eine Rolle. Dass es normal war, über Stromverbrauch nicht mehr nachzudenken, änderte sich auch in den beiden folgenden Zeiträumen nicht. Die beiden Ölpreiskrisen 1973 und 1979 hatten zwar zur Folge, dass Umwelt- und Energiethemen wieder berücksichtigt wurden, den Stromverbrauch berührte es aber nicht, sodass Gerber im Gesamtfazit zum Schluss kommt: „Somit kann für den Verbrauch von Energie nicht von einer Epochenzäsur der 1970er Jahre gesprochen werden“ (S. 322). Nett ist in diesem Zusammenhang das Objektbeispiel der Waschmaschine AEG-Lavamat mit „Bio-Taste“, deren genaue Bedeutung den Nutzern in den 30 Jahren ihres Gebrauchs verborgen blieb (S. 205f. für die Zeit 1973–1977).

Wer dieses Buch als Denkmalpflegerin oder Denkmalpfleger nutzt, bekommt also eine wichtige Erweiterung der Perspektive geboten, die über die Bau- und Hausforschung hinausgeht, die in der Denkmalpflege schon etablierter ist und ähnliche Methoden verwendet. Der Technikgeschichte sind mehr solche Beispiele der Nutzung materieller Quellen zu wünschen. Für die Denkmalpflege sind die Beobachtungen von Gerber insofern interessant, als die Studie daran erinnert, dass sich das Thema Energiesparen nicht in der Dämmung von Gebäudehüllen erschöpft.

Michael Hascher

Mitteilungen

**Tag des offenen Denkmals 2015
Eröffnungsveranstaltung &
Nacht des offenen Denkmals
12. September in Eppingen**

Herzlich laden Sie Dr. Nils Schmid MDL, Minister für Finanzen und Wirtschaft, Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, und Klaus Holaschke, Oberbürgermeister der Stadt Eppingen, zur landesweiten Eröffnungsveranstaltung des Tages des offenen Denkmals ein.

Die Eröffnung findet am Samstag, den 12. September, um 16 Uhr im Eppinger Bahnhof statt. Derzeit wird das Empfangsgebäude des Bahnhofes vom Ende des 19. Jahrhunderts noch renoviert.

Bei der zentralen Eröffnungsveranstaltung wird es dann erstmals in einem angemessenen großräumigen Zwischenzustand für eine Feierlichkeit genutzt, bevor es im Anschluss in seinen kleinteiligeren Endzustand gebracht wird. Die Eröffnung steht ganz im Zeichen des diesjährigen Mottos „Handwerk, Technik, Industrie“: So ist es nicht verwunderlich, dass die Eröffnung dieses Mal in einem Bahnhofsgebäude, also einem Industriedenkmal, stattfindet. Passend zum Thema hält Frau Prof. Dr. Martina Heßler von der Helmut-Schmidt-Universität, Universität der Bundeswehr in Hamburg, einen Festvortrag über „Menschen und Automaten. Der Wandel der Arbeitswelt und die Angst vor der Ersetzung des Menschen“.

Nach dem Erfolg im letzten Jahr schließt 2015 zum zweiten Mal eine Nacht des offenen Denkmals an die Eröffnungsveranstaltung an. Die „Nacht“ in Eppingen führt das Jahresmotto „Handwerk, Technik, Industrie“ fort. Zahlreiche illuminierte Fassaden und spannende Führungen entlang der Fachwerk- und Modellhäuser durch verschlungene Gassen laden dazu ein, Eppingen bei Nacht zu entdecken. Die gesamte Stadt macht durch schauspielerische Szenen an historischen Gebäuden wie dem Pfeifferturm eine Zeitreise in die Vergangenheit und lässt die bewegte Geschichte Eppingens für die Gäste einzig in dieser Nacht erlebbar werden. Auch ein vielfältiges Kinderprogramm wird geboten, etwa eine App-basierte Stadtrallye und Auführungen des Eppinger Figurentheaters. Leuchstelen lenken die Besucher durch die Nacht, zum Abschluss ist um Mitternacht eine Feuershow geplant. Schnell noch eine Besorgung machen? Auch das ist kein Problem, denn an diesem Abend haben die Geschäfte in Eppingen länger geöffnet. Am Sonntag, den 13. September 2015, findet bundesweit der Tag des offenen Denkmals statt. Dann bietet sich wieder die Möglichkeit, Denkmale, die mehrheitlich verschlossen sind, zu besuchen. In diesem Jahr feiert die neue App zum Tag des offenen Denkmals ihre Premiere. Neben hilfreichen

Informationen rund um die Eröffnungsveranstaltung, die Nacht und den Tag des offenen Denkmals beinhaltet sie einen Countdown, der sie im Vorfeld auf das „Denkmalwochenende“ einstimmt. Die entsprechende landesweite Broschüre zum Tag des offenen Denkmals, in der die Aktionen der Landesdenkmalpflege sowie alle für diesen Tag als „geöffnet“ gemeldeten Denkmale in Baden-Württemberg verzeichnet sind, wird ab August kostenfrei in öffentlichen Häusern ausliegen und über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein:

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit
Berliner Straße 12
Fax: 07 11/90 44 52 49
E-Mail:
tag-des-offenen-denkmals@denkmalpflege-bw.de

Ab Anfang September steht die komplette Broschüre auch auf der Homepage der Landesdenkmalpflege als Download zur Verfügung: www.denkmalpflege-bw.de

Bericht über die Tagung zu den Ausgrabungen auf dem Marktplatz in Ellwangen

Seit 2012 ist die Mittelalterarchäologie des Landesamtes für Denkmalpflege auf dem Marktplatz in Ellwangen tätig. Im ersten Jahr waren nur die neuen Kanal- und Kabelverlegungen in den Leitungstrassen zu überwachen, ab März 2013 galt es, die Neugestaltung des Platzes und seiner angrenzenden Straßen archäologisch zu begleiten. Das ehemalige Benediktinerkloster in Ellwangen wurde 746 von dem fränkischen Adligen Hariolf gegründet, der sich damals dort zur Jagd aufhielt. Das Kloster florierte im Mittelalter, die Anlage wurde aber immer wieder von Bränden heimgesucht und schließlich im Spätmittelalter – auch aufgrund wirtschaftlicher Schwäche – in ein Chorherrenstift umgewidmet und dann im Zuge der Säkularisation aufgelöst.

War man sich gewiss, dass man zwei kleinere Kapellen zu erwarten hatte, die auf der Prahlschen Karte von 1747 noch abgebildet sind, und auch mit Bestattungen zu rechnen sei, so war die Fülle der archäologischen Befunde doch sehr erstaunlich. Südlich der Klosterkirche konnten die Fundamente der Magdalenenkapelle freigelegt werden. Nach den Urkunden bereits 1136/46 existent, besaß sie ursprünglich ein Langhaus von über 11 m Breite und mindestens 25 m Länge sowie einen Dreiapsidenabschluss im Osten. Sie war die Begräbniskapelle für den umliegenden Friedhof. Die Peter-und-



Cover der diesjährigen Broschüre.



Der Pfeifferturm ist bei der Nacht des offenen Denkmals am 12. September geöffnet und wird durch schauspielerische Szenen und Illuminationen in Szene gesetzt.

Paul-Kapelle im Osten der Klosterbasilika lag im ehemaligen „coemiterium dominorum“, dem Friedhof für niedere Stiftsgeistliche.

Völlig unerwartet jedoch waren die Mauerzüge, die im Westen der bestehenden Kirche zutage kamen: Sie sind leider nur noch rudimentär vorhanden, in großen Teilen lediglich noch als Rollierung oder Ausbruchgräben, bestenfalls mit einer oder zwei Fundamentlagen. Da sie eine zellenartige Struktur zeigen, lag die Vermutung nahe, dass es sich um einen Westbau handeln könnte, an dessen Platz in späterer Zeit jedoch ein weiterer Baukörper errichtet worden war.

Diese Befunde, die in ihrer frühesten Phase wohl in karolingische Zeit zu datieren sind, schienen Grund genug zu sein, ein Fachkolloquium einzuberufen. Am 7. und 8. Mai lud daher der Fachbereich Mittelalterarchäologie des Landesamts für Denkmalpflege zu einem Kolloquium ins Palais Adelman nach Ellwangen ein. Trotz Bahnstreik fanden sich etwa 30 Kollegen vor Ort ein.

Am ersten Tag wurden zunächst die bisherigen Grabungsergebnisse vorgetragen, woran sich eine Führung vor Ort am Objekt anschloss, bei der auch Regierungspräsident Schmalzl anwesend war, verbunden mit einem Pressegespräch.

An die Öffentlichkeit richtet sich der Abendvortrag am 7. Mai von Dr. Antonella Sveva Gai über das Thema: „Dedicatio trium turrium: Die karolingische Klosterkirche in Corvey an der Weser und

ihr Westwerk“. Dieser Vortrag erreichte ein großes Publikum interessierter Ellwanger Bürger, die angelegte Diskussion am Ende des Referates bezeugte die Anteilnahme an der Grabung.

Der zweite Tag begann zunächst mit zwei Vorträgen: Dr. Katarina Papajanni und Dr. Dieter Lammers (Universität Heidelberg) sprachen über „Kloster Lorsch – Archäologie und Bauforschung am Kirchenfragment“ und PD Dr. Sebastian Ristow aus Köln berichtete über „Baubefunde der Karolingerzeit im Rheinland im Licht aktueller Forschung“. Nach einer Kaffeepause wandte man sich nochmals den Ellwanger Befunden zu und diskutierte über die diversen Baukörper und ihre Deutung.

Es zeigte sich, dass die Interpretation der Befunde westlich der Klosterbasilika als Westbau nicht unbedingt zwingend ist, sondern dass auch eine Deutung als Atrium oder Abtshaus infrage käme. Hier sind die Ergebnisse der noch laufenden Grabung abzuwarten.

Auffallend ist die Lage der drei Gotteshäuser, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander befinden. Hier könnte der Gedanke an eine so genannte Kirchenfamilie aufkommen, wenngleich dieser Begriff eher für die karolingische Zeit gebräuchlich ist.

Ein weiterer Punkt der Diskussion galt der Magdalenenkapelle, die aufgrund ihrer Größe nicht nur als Begräbniskapelle gedient haben kann. Über weitere Funktionen muss hier nachgedacht werden, zudem scheint das spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts nachweisbare Patrozinium sehr früh.

Zum Abschluss der Veranstaltung bot Prof. Dr. Immo Eberl nachmittags eine qualifizierte Stadtführung an.

Das Kolloquium erwies sich als äußerst hilfreich für die weitere Beschäftigung mit den archäologischen Befunden und deren Ansprache. Aber nicht nur die Archäologie, auch die Bauforschung in der Klosterbasilika wäre ein Desiderat, da sich unter den Pultdächern derselben noch zahlreiche Bauteile befinden, die einer Diskussion wert wären.

Zudem könnte hier auch die Landesgeschichte weiterführende Quellen für die Klostergeschichte erschließen. Die Anthropologie, die anhand der vielen freigelegten Bestattungen ebenfalls beteiligt ist, kann Aufschlüsse zu Krankheiten und Epidemien, Lebensalter und -umständen beitragen. Hier wird bereits in einem Teilbereich aktuell geforscht. Eine wünschenswerte Option für die Zukunft wäre ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, das die vielen Fragen zu den einzelnen Disziplinen aufarbeiten und zusammenführen könnte.

Der Stadt Ellwangen und Oberbürgermeister Karl Hilsenbek sei herzlich gedankt für die Überlassung der Tagungsräume und die Verpflegung in den Sitzungspausen und am ersten Abend.

Dr. Susanne Arnold

Der Marktplatz
in Ellwangen.



Bericht zur internationalen Fachtagung „Zwischen Heilung und Zerstreung – Kurgärten und Kurparks in Europa“ in Baden-Baden

Kurgärten und Kurparks sind wesentliche Bestandteile von Kurorten. Wie der Tagungstitel hervorhebt, sind die Funktionen der Grünanlagen vielfältig. So bieten sie zum einen therapeutische Unterstützung der Kur, indem ihre abwechslungsreichen Grünflächen und Wegenetze zu körperlicher Bewegung anregen. Zum anderen schaffen sie ästhetischen Genuss und Zerstreung – es sind Orte der Begegnung, an denen gesellschaftlicher Austausch und Vergnügungen stattfinden. Im Kurgarten finden sich demnach all jene mannigfaltigen Aspekte des Kurwesens wieder, die auch auf das europäische Modebad des 19. Jahrhunderts als Ganzes zutreffen.

Hieraus ergeben sich Fragen, denen Gartendenkmalpfleger, Landschaftsarchitekten und weitere Fachleute im Rahmen einer Tagung vom 19. bis 21. März 2015 im Kulturhaus LA8 in Baden-Baden nachgehen wollten. Gibt es ähnlich wie in der Siedlungsgeschichte von Kurstädten eine charakteristische Entwicklung der Kurgarten- und Kurparkanlagen? Kann man äquivalent zum Typus der europäischen Kurstadt des 19. Jahrhunderts auch von einem Typus des Kurgartens oder Kurparks sprechen? Unterscheidet sich der Kurgarten des 19. Jahrhunderts von dem des Stadtgartens der Zeit? Gibt es unterschiedliche Gestaltungen und Funktionen von Kurgärten und -parks in den verschiedenen Regionen Europas?

Ziel der Veranstaltung lag unter anderem darin, einen fachlichen Beitrag zur Nominierung bedeutender europäischer Kurstädte des 19. Jahrhunderts unter dem Begriff „Great Spas of Europe“ für die UNESCO-Welterbeliste zu leisten. Seit 2014 steht die badische Kurstadt gemeinsam mit derzeit 15 weiteren europäischen Kurstädten auf der Tentativliste der UNESCO. Die Tagung knüpfte inhaltlich an die internationale Fachtagung „Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts“ von 2010 in Baden-Baden an. Veranstalter war dieses Jahr das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart. Für die inhaltliche Konzeption zeichneten Volkmar Eidloth, Petra Martin und Katrin Schulze verantwortlich. Mitveranstaltet wurde die Tagung vom Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS sowie dem Arbeitskreis Historische Gärten in der DGGL – Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur.

Das Interesse am Thema der Kurgärten und Kurparks spiegelte sich in der hohen Anzahl von 130 Teilnehmern wider. An drei Tagen trugen 19 Referenten aus Deutschland, Frankreich, England,



Schottland, Tschechien, Polen, Ungarn und Italien vor. Eine Einführung in Charakteristika und Vielfalt von Kurgärten und -parks in Europa leitete zum ersten Themenblock in die historische sowie regionale Diversität von Kurgärten und -parks über. Vertieft wurden dabei Beispiele aus Deutschland – so die Kurgärten im Werk von Peter Joseph Lenné oder der Frankfurter Gartenarchitekten Siesmayer – sowie England, Ungarn und Frankreich. Formale und funktionale Besonderheiten von Kurgärten und -parks wie Alleen, Brunnen, Kolonnaden, Musikpavillons oder Sportanlagen bildeten das Themenfeld des folgenden Blocks. Hier zeigte sich, dass Kurparks häufig Orte von Innovation waren und unter hohem Veränderungsdruck stehen konnten. In einem dritten Themenschwerpunkt ging es um städtebauliche Zusammenhänge und die Verflechtung mit der umgebenden Landschaft anhand von Beispielen aus Bath, Vichy oder der „Bäder-Landschaft“ Schlesiens. Der letzte Themenblock stellte schließlich gartendenkmalpflegerische Konzepte sowie konkrete Erhaltungs- und Pflegemaßnahmen in Kurgärten vor, so beispielsweise das Parkpflegewerk von Bad Homburg oder die bauhistorische Bestandsaufnahme und Analyse des Oosbachs in den Baden-Badener Kuranlagen. In ihrer Konklusion formulierte Katrin Schulze unter anderem die These, dass sich der Typus Kurpark nicht über die Summe seiner spezifischen Gestaltungselemente definieren lasse.

Referenten und Moderatoren der Tagung vor dem Sintersteinbrunnen in der Lichtentaler Allee.

Bénézet-Pavillon im Kurpark an der Lichtentaler Allee.





Urgeschichtliches Museum, ehemaliges Heilig-Geist-Spital, in der Karlstraße 21 in Blaubeuren.

Das Kleine Große Haus in der Webergasse 11 in Blaubeuren.

Für besonders vorbildliche und beispielhafte Sanierung wurden das Kleine Große Haus und das Spital aus Blaubeuren ausgezeichnet. Der Präsident der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte Prof. Manfred Gerner (rechts) und Vorstandsvorsitzender Mende (zweiter v. re.) überreichen am 23. April in Halberstadt die entsprechenden Urkunden. Architekt Markus Gebhardt, Stiftungsvorstand Dieter Gassebern und Bürgermeister Jörg Seibold freuen sich über die herausragende Auszeichnung.

Vielmehr liegt das Charakteristische des Kurparks darin, dass er einen unverzichtbaren atmosphärischen, ästhetischen, gesellschaftlichen und funktionalen Beitrag zur Kurstadt als „Lebensform“ und als „lieu de mémoire“ leistet.

Die Tagung endete mit zwei parallelen Exkursionen durch den Baden-Badener Kurpark und nach Bad Wildbad. Eine Publikation der Tagungsergebnisse als Arbeitsheft des Landesamtes für Denkmalpflege ist geplant.

Dr. Anne Bantelmann-Betz

Ausgezeichnet! Blaubeuren erhält zwei Fachwerkpreise für Spital und Kleines Großes Haus

Historische Fachwerkgebäude prägen die Stadt Blaubeuren. Bei manchem ist das Potenzial (noch) nicht genutzt. Viele aber zieren schön saniert das Stadtbild. Eigentümer, Architekten, Ingenieure und Handwerker zeigen immer wieder, wie moderner Wohnkomfort in historische vier Wände passt, wie in kulturhistorisch wertvollen Gebäuden viel Raum für Familien, Geschäfts- oder Freizeiteinrichtungen geschaffen werden kann. Dazu bedarf es Fingerpitzengefühl und einer guten Zusammenarbeit. Unter dem Dach der Deutschen Fachwerkstraße – Blaubeuren ist hier Mitglied – wird seit dem Jahr 2000 der Deutsche Fachwerkpreis vergeben. Alle fünf Jahre kürt der Präsident der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte e. V. (ADF) Prof. Manfred Gerner die gelungensten Projekte Deutschlands. Nach Blaubeuren gingen in diesem Jahr gleich zwei von elf Preisen.

Das Kleine Große Haus in der Webergasse 11, das von der Stiftung Kulturdenkmal Kleines Großes Haus Blaubeuren saniert wurde, bekam eine Auszeichnung für „die außergewöhnliche Sanierung eines außergewöhnlichen Denkmals“, wie Prof.



Gerner betonte. Blaubeuren am Blautopf sei eine ausgezeichnete Fachwerkstadt mit viel originaler Fachwerksubstanz aus dem 15. und 16. Jahrhundert im Stadtkern.

Das Kleine Große Haus stelle mit seinen originalen Bauteilen aus dem 15. Jahrhundert an sich schon einen außerordentlichen Schatz dar. Er nannte als kleine Auswahl die originale Fachwerkkonstruktion, Bohlenwände, Farbigkeit, Blendwände und Lehmverstrich auf Keilen. Das historische Haus für das 21. Jahrhundert zu ertüchtigen, ein Sanierungs- und Nutzungskonzept zu entwickeln, um die mittelalterlichen Schätze für zukünftige Generationen zu erhalten, sei hervorragend gelungen. Architekt Markus Gebhardt habe dieses Kunststück in höchster Qualität mit viel Einfallsreichtum erreicht. Er habe ein außerordentliches Kulturdenkmal mit originaler Bausubstanz vorbildlich restauriert, so Prof. Gerner. Nach guter restauratorischer Untersuchung von Joachim Faitsch sei das Konzept entstanden, das auch in der Nutzungsänderung die Weichen für das Kulturdenkmal Kleines Großes Haus in Blaubeuren gestellt habe.



Eine zweite Auszeichnung bekam die Stadt Blaubeuren für das Urgeschichtliche Museum, ehemaliges Heilig-Geist-Spital, am Kirchplatz 10. Über 600 Jahre hinweg habe das Spital mit nur geringen Umbauten als Krankenhaus, dann als Alten- und Pflegeheim gedient und dadurch annähernd so viel an originaler Substanz erhalten wie das Kleine Große Haus. Auch hier mit im Team waren Joachim Faitsch und Markus Gebhardt, die für das Sanierungskonzept und die behutsame Sanierung gesorgt hätten. Die Vorbereitung für die Umnutzung zum „Urgeschichtlichen Museum“ mit Museumshop und Tourist-Info seien denkmalpflegerisch sensibel verlaufen. Mit der Sanierung seien zahlreiche historische Details wie gewölbte Bohlenbalkendecken, die Kapelle und eine originale Bohlenstube wie der historische Pfettendachstuhl erhalten worden, so Prof. Gerner in seiner Laudatio. Für die Stiftung Kleines Großes Haus nahmen Dieter Gassebner vom Vorstand der Stiftung und Architekt Gebhardt die Auszeichnung entgegen. Bürgermeister Jörg Seibold erhielt gemeinsam mit Herrn Gebhardt die Urkunde für die besonders vorbildliche und beispielhafte Sanierung des Spitals. Die Blaubeurer Vertreter freuten sich sehr über diese bedeutende Auszeichnung. Bürgermeister Seibold bedankte sich und erklärte: „Die Auszeichnungen zeigen, wie gut die beiden Sanierungen gelungen sind. Sie sind Ausdruck herausragender Gemeinschaftsleistungen“: Er bedankte sich bei seinem Gemeinderat, den verantwortlichen Mitarbeitern vor allem im Stadtbauamt, dem federführenden Architekten Gebhardt und den ausführenden Baufirmen. Herr Gassebner hob die bürgerschaftliche Leistung der Stiftung „Kleines Großes Haus“ hervor und bedankte sich bei allen, die dieses bedeutende Projekt unterstützt haben. Diana Wetzstein

Personalia

Im Frühjahr 2015 wurden einige bislang befristet beim Landesamt für Denkmalpflege Beschäftigte entfristet. In den kommenden Heften werden diese Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sukzessive vorgestellt.

Martina Blaschka M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Berliner Straße 12
73728 Esslingen
Tel. 07 11/90 44 52 20
martina.blaschka@rps.bwl.de

Geboren in Kirchheim/Teck, studierte Martina Blaschka Kunstgeschichte und Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. Nach Abschluss des Studiums 1996 arbeitete sie freiberuflich auf vielfältige Weise an regionalgeschichtlichen Publikationen mit, erstellte Ausstellungskonzeptionen und übernahm Lektorate.

Seit 2001 leitet sie das Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg, ein Kooperationsprojekt der großen Vereine Schwäbischer Heimatbund, Schwäbischer Albverein, Schwarzwaldverein, Badische Heimat und Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege. Die Projektstelle war von Anfang an beim Landesamt für Denkmalpflege angesiedelt. Das Projekt baut auf die ehrenamtliche Mitarbeit vieler Bürgerinnen und Bürger und stößt auf großes Interesse. Zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dokumentierten bisher die Kleindenkmale in 21 Stadt- und Landkreisen. Zum 1. April 2015 wurde Martina Blaschka in ein unbefristetes Beschäftigungsverhältnis übernommen, und sie setzt die landesweite Dokumentation der Kleindenkmale sowie die Betreuung der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fort.

Manuela Fischer M.A.

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege/
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Tel. 0 77 35/93 77 71 44
manuela.fischer@rps.bwl.de

Seit 1998 ist Manuela Fischer auf Basis von Zeitverträgen in der Landesdenkmalpflege tätig. Nun konnte sie entfristet werden. Manuela Fischer wurde 1972 in Waiblingen geboren und studierte Vor- und Frühgeschichte, Geologie und Anthropologie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und der Bayerischen Julius-Maximilians-Universität in Würzburg. Ihr Studium schloss sie 1998 mit der Magisterarbeit zum Thema „Ein Gräberfeld der Hallstattzeit in Singen a. H.“ ab.

Seit Sommer 1998 war Frau Fischer als Grabungsarbeiterin bei Feuchtbodengrabungen in Oberschwaben tätig und gehörte zur festen Grabungsmannschaft. In den Wintermonaten übernahm sie in der Arbeitsstelle Hemmenhofen die Archivierung und Aufarbeitung des Fundmaterials und beteiligte sich an den Tauchgrabungen am Bodenseeufer. 2002 absolvierte Frau Fischer eine Weiterbildung zur Fachzeitschriftenredakteurin in



München, an die sie ein Praktikum bei der Redaktion „Welt der Wunder“ anschloss. 2003 kehrte sie in die Archäologie zurück und nahm ihre Arbeit im Bereich der Feuchtbodenarchäologie wieder auf.

2009 bis 2012 war Frau Fischer für die Verwaltung des Interreg IV Projekts „Erosion und Denkmalschutz am Bodensee und Zürichsee“ verantwortlich, das die Ursachen der Erosionsvorgänge an beiden Seen erforschte und geeignete Schutzmaßnahmen und bessere Überwachungsmethoden der Fundstellen unter Wasser erprobte. Daran schloss sich 2013 ein weiteres, von der EU gefördertes Projekt an, das sich mit der Frage der Archivierung von archäologischen Dokumentationen beschäftigte. Ziel des Projektes ARCHES war die Erstellung eines Handbuchs über „Archäologische Archivierung in Europa“. Frau Fischer übernahm die Koordination des Projektes mit Partnern aus sieben europäischen Ländern.

Seit April 2014 ist Manuela Fischer im Dienstsitz Hemmenhofen des Landesamtes mit der digitalen Erfassung und Auswertung von bemalten Wandfragmenten aus der Pfahlbaustation Ludwigshafen befasst, die wichtiger Teil der Großen Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ im kommenden Jahr werden sollen.



Dr. Guntram Gassmann

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege/
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a.N.
Tel. 07 11/90445145
guntram.gassmann@rps.bwl.de

Seit Mai 2015 verstärkt Dr. Guntram Gassmann mit einer unbefristeten Anstellung als Montanarchäologe das Team der archäologischen Denkmalpflege. Mit der Schaffung dieser Stelle rückt die Montanarchäologie erstmals in Baden-Württemberg zum Kernbereich der Bodendenkmalpflege auf. Es wartet ein breites Aufgabenfeld von der Inventarisierung dieser Denkmalgattung über die enge Zusammenarbeit mit Besucherbergwerken und dem weiten Kreis interessierter Personen und Institutionen bis zu Forschungsprojekten zum Bergbau und den damit zusammenhängenden Installationen. Darüber hinaus sollen die Forschungsaktivitäten mit den geeigneten Labors zur Materialanalytik fortgesetzt werden. Die Montanarchäologie ist offen für die Zusammenarbeit mit allen Interessierten.

1958 in Altbach geboren, studierte Herr Gass-

mann in Freiburg i. Br. mit den Schwerpunkten Ur- und Frühgeschichte und Geologie. Seinen Diplomabschluss erwarb er als Geologe, seine fächerübergreifende Dissertation widmete er dem südbadischen Eisenerzbergbau. Seither war er in diversen Projekten im In- und Ausland zu montanarchäologischen Fragestellungen tätig, darunter auch in Projekten fürs heutige Landesamt für Denkmalpflege. Nun endlich kam die Festanstellung!

Sebastian Million

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege/
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Tel. 077 35/93 77 71 30
sebastian.million@rps.bwl.de

Sebastian Million begann 2007, im Dendrochronologischen Labor des Landesamts für Denkmalpflege zu arbeiten. Nach einer kurzen Pause untersuchte er ab Februar 2009 in einem interdisziplinären, DFG-kofinanzierten Projekt die Bauhölzer einer neolithischen Pfahlbausiedlung am Degersee (Bodenseekreis). Seitdem ist Herr Million wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dendrochronologischen Labor des Landesamts für Denkmalpflege. In dieser Zeit hat er Hölzer vielzähliger Fundstellen aus Baden-Württemberg untersucht. Das wohl bekannteste Beispiel sind die Hölzer aus der Grabkammer der Keltenfürstin vom Bettelbühl bei Herberlingen (Lkr. Sigmaringen). Nun wurde sein Arbeitsvertrag zum 1. April 2015 entfristet.

Sebastian Million wurde 1979 in Singen/Hohentwiel geboren. Er studierte Forst- und Umweltwissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. und in einem Auslandsjahr Ingeniería Forestal an der Universidad Austral de Chile in Valdivia, Chile. 2007 schloss er sein Studium an der Albert-Ludwigs-Universität als Diplom-Forstwirt ab. Bereits während seines Studiums begann Herr Million, sich für die Dendrochronologie zu interessieren. Nach diversen Kursen und Hausarbeiten zu diesem Thema leistete er im Jahr 2005 ein Praktikum im Dendrochronologischen Labor des Landesamts für Denkmalpflege. Weitere Praktika und eine Projektarbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Waldwachstum beinhalteten die Messung und Analyse der Holzstruktur von Fichten, Tannen und Buchen. Aktuell arbeitet Herr Million an Hölzern der bronzezeitlichen Pfahlbausiedlung Öhningen-Orkopf (Lkr. Konstanz), deren Ergebnisse in der Landesausstellung „4000 Jahre Pfahlbauten“ 2016 präsentiert werden sollen.



Dr. Karlheinz Steppan

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege/
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Stromeyersdorfstraße 3, 78467 Konstanz
Tel. 075 31/99 69 95 6
karlheinz.steppan@rps.bwl.de

Seit Mai 2015 unterstützt Karlheinz Steppan im Rahmen einer entfristeten Teilzeitstelle Elisabeth Stephan am Dienstsitz Konstanz bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Faunenresten aus archäologischen Fundstellen in Baden-Württemberg. Den Schwerpunkt seiner Arbeit bildet die archäozoologische Untersuchung der zahlreichen Tierknochenfunde aus Pfahlbausiedlungen. Zusätzlich analysiert er im Rahmen eines dreijährigen Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) die Tierknochenfunde aus den Vierckschanzen von Nordheim im Landkreis Heilbronn.

Geboren 1963 in Waldsassen, studierte Karlheinz Steppan von 1984 bis 1989 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Urgeschichte, Geologie/Paläontologie und Vor- und Frühgeschichte. Im Mittelpunkt seiner Magisterarbeit standen die altsteinzeitlichen Tierknochenfunde aus der Höhlenfundstelle Geißenklösterle bei Blaubeuren. Im Rahmen seiner Doktorarbeit an der Geowissenschaftlichen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen untersuchte er einen Teil des umfangreichen Tierknochenmaterials aus dem Michelsberger Erdwerk Bruchsal-Aue. Von 1994 bis 2002 arbeitete Karlheinz Steppan als Archäozoologe an der Abteilung Archäobiologie des Seminars für Ur- und Frühgeschichte (heute Teil des Institutes für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie) der Universität Basel. Im Mittelpunkt seiner Tätigkeit stand die Untersuchung von Tierknochenfunden aus mehreren Mineral- und Feuchtbodensiedlungen der Schweiz und Baden-Württembergs.

Anschließend verlagerte sich sein Arbeitsschwerpunkt im Rahmen mehrerer fächerübergreifender DFG-Projekte, zuletzt im Projekt „Das Sipplinger Dreieck als Modell jung- und endneolithischer Siedlungs- und Wirtschaftsdynamik“, auf die Ernährungswirtschaft des 4. Jahrtausends v. Chr. in Oberschwaben und am Überlingersee. Seit 2007 ist Karlheinz Steppan Lehrbeauftragter am Institut für Archäologische Wissenschaften der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Das Ziel seiner jetzigen Tätigkeit ist es, alle bisher noch nicht oder nicht ausreichend untersuchten Tierknochen aus jungstein- und bronzzeitlichen Feuchtbodensiedlungen Baden-Württembergs –

auch mithilfe verschiedener naturwissenschaftlicher Methoden – zu analysieren und dieses Erkenntnispotenzial für die Rekonstruktion der prähistorischen Tierhaltung und Jagd zu nutzen.

Dr. Richard Vogt

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege/
Grundsatz, Leitlinien, Denkmalforschung
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Tel. 077 35/93 77 71 22
richard.vogt@rps.bwl.de

Richard Vogt, 1957 in Reutlingen geboren, studierte an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen Geografie und Geologie. Seine Diplomarbeit in Geografie führte ihn zu geoökologischen Feldforschungen nach Schwedisch-Lappland. Im Rahmen der Diplomarbeit, bei der er das bodenkundliche Umfeld der jungneolithischen Feuchtbodensiedlung Hornstaad am Bodensee-Untersee bearbeitete, kam er 1987 mit der Archäologie in Berührung. Seither war er in einer Reihe DFG-finanzierter Forschungsprojekte wie den Schwerpunktprogrammen „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“ und „Wandel der Geo-/Biosphäre während der letzten 15 000 Jahre“ sowie über Einzelforschungsanträge zur Umwelt-, Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte süddeutscher Feuchtbodensiedlungen am Bodensee und Federsee in befristeten Anstellungsverhältnissen beim Landesamt für Denkmalpflege tätig. Das Hauptaugenmerk seiner Forschungen am Dienstsitz Hemmenhofen lag dabei im bodenkundlich-sedimentologischen Bereich im Umfeld der Feuchtbodensiedlungen des Jung- und Endneolithikums. Freiberuflich bearbeitete er epocheübergreifend eine Vielzahl geoarchäologischer Fragestellungen auf Ausgrabungen in ganz Baden-Württemberg und regional auch in Bayern. Zwei von der DBU geförderte Projekte zur „Erstellung von Schutzkonzepten für national wertvolle Kulturdenkmäler auf ackerbaulich genutzten, erosionsgefährdeten Standorten in agrarischen Hohertragslandschaften“ führten ihn 2004 und 2008 auch zum Sächsischen Landesamt für Archäologie. Seine vielfältigen Erfahrungen und seine breite geofachliche Kompetenz finden in zahlreichen Publikationen ihren Niederschlag. Schließlich promovierte er an der Universität Stuttgart im Jahr 2012 im Verzahnungsbereich von Geowissenschaften und Archäologie über umgelagerte Böden als Archive für vom Menschen ausgelöste Landschaftsveränderungen in der westlichen Bodenseeregion.





Seit April 2015 ist Richard Vogt nun unbefristet in Teilzeit beim Landesamt für Denkmalpflege angestellt und für archäologische Baubegleitungen in den Landkreisen Konstanz und Bodenseekreis sowie für Bauverfahren im Rahmen der Umsetzung der Wasserrahmenrichtlinie zuständig. Zusätzlich arbeitet er noch in einem DFG-Forschungsprojekt zu Feuchtbodensiedlungen im Westallgäuer Hügelland.

Dr. Imke Ritzmann

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 83.2 – Bau- und Kunstdenkmalpflege/
Denkmalkunde
Alexanderstraße 48, 72072 Tübingen
Tel. 0 70 71/75 72 45 4
imke.ritzmann@rps.bwl.de

Im Dezember 2014 initiierte das Landesamt für Denkmalpflege das Projekt „Ländliche Gasthöfe in Oberschwaben“, das in der Inventarisierung des Dienstsitzes Tübingen angesiedelt ist. Dr. Imke Ritzmann, befristet angestellt als wissenschaftliche Mitarbeiterin, wird in den kommenden drei Jahren das Denkmalwissen zu Architektur und historischer Ausstattung von oberschwäbischen Gasthofbauten vertiefen. Ziel ist es, die einzelnen Gasthöfe in Hinblick auf ihre kunsthistorische, historische und kulturhistorische Bedeutung zu charakterisieren und zu bewerten. Die Dokumentationen werden als Grundlage für Nutzungskonzepte und für die denkmalgerechte Weiterentwicklung der Objekte zur Verfügung stehen.

Dr. Imke Ritzmann, gebürtig aus Erlangen, studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Musikwissenschaft in Erlangen, Fribourg i. Ü./Schweiz und Freiburg i. Br. Nach mehreren Praktika an Museen in Berlin (Deutsches Historisches Museum), Dresden (Gemäldegalerien Alte und Neue Meister) und Nürnberg (Germanisches Nationalmuseum) arbeitete sie als wissenschaftliche Volontärin bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten in Potsdam unter anderem im Team des Ausstellungsprojekts „Friederisiko“. Für das Projekt der oberschwäbischen Gasthöfe kann Frau Ritzmann auf berufliche Erfahrungen zurückgreifen, die sie während ihrer Promotion über „Das Wasserschloss in Sulz-Glatt/Baden-Württemberg“ als wissenschaftliche Assistentkraft in der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege am Dienstsitz Freiburg sammeln konnte.



Jan Schleevogt

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 82 – Denkmalvermittlung
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen
Tel. 07 11/90 44 52 17
jan.schleevogt@rps.bwl.de

Ursprünglich wollte Jan Schleevogt, Jahrgang 1978, Schriftsteller werden. Diese Bestrebungen endeten nach sieben verkauften Erzählungen mit der Erkenntnis, dass man von den verdienten 20 Euro kaum überleben kann. So wandte er sich zunächst dem „goldenen Handwerk“ zu, um davon fortan seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. „Meine beiden linken Daumen ließen mich schnell einsehen, dass ich für den handwerklichen Beruf nicht die nötigen Voraussetzungen mitbrachte“, sagt er und verlagerte sein Interesse in eine andere Richtung. Von 2005 bis 2009 studierte er an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig (HTWK) Bibliotheks- und Informationswissenschaft, eine Profession, die dem Ausübenden Akribie, Philanthropie und einen guten Batzen Humor abverlangt. Nach dem Studium wirkte er zunächst im Auftrag von Archiven und Privatpersonen als freiberuflicher Bibliothekar. Seit September 2011 ist er als Leiter der Bibliothek im Landesamt für Denkmalpflege tätig, wo er „als Herr über all die Folianten, Pergamente und Schriftrollen residiert, bis ihn dereinst der bibliothekarsgerechte Tod beim Sturz von irgendeiner Leiter von dieser Aufgabe entbinden wird“, wie er selber scherzhaft voraussagt. Möge dies noch in weiter Ferne liegen und er seinen Kollegen, denen er eine kompetente, humorvolle Stütze ist, lange erhalten bleiben.

Nachruf Bernhard Laule

Für uns alle unfassbar und viel zu früh ist unser lieber Kollege Bernhard Laule gestorben. Erst im Sommer 2013 war er nach über 30-jähriger Tätigkeit im Dienste der Landesdenkmalpflege in den Ruhestand gegangen. Am 28. April 2015 konnten viele Wegbegleiter, Kolleginnen und Kollegen, Freunde und Partner gemeinsam mit seiner Familie im Rahmen eines großen Gedenkgottesdienstes im Freiburger Münster von ihm Abschied nehmen. Der Ort war ihm in besonderer Weise angemessen, die würdigenden Worte der Trauerredner ließen noch einmal das außergewöhnlich vielfältige und erfolgreiche Engagement Bernhard Laules für die Kulturdenkmale des Landes bewusst werden. An dieser Stelle sei noch einmal ganz besonders dem sehr geschätzten und erfolgreichen Denkmalpfleger gedacht. Nach einem Studium der Ar-

chitektur und Kunstgeschichte weckte die Aufbruchstimmung nach dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 die Neugierde des jungen Wissenschaftlers für die Erforschung der baulichen Vergangenheit. Ab 1983 waren dann die Erfassung und Erforschung der Kulturdenkmale von Stadt und Landkreis Rottweil eine erste berufliche Herausforderung. Als Vertreter der Fachbehörde sah er seine Aufgabe darin, die Denkmale in ihrer Bedeutung geltend zu machen, nachvollziehbar auf wissenschaftlicher Basis zu dokumentieren und den Denkmalpartnern zu vermitteln. Beispielhaft war seine Vorgehensweise bei der Inventarisierung der ehemaligen Pulverfabrik in Rottweil, die fernab der öffentlichen Wahrnehmung im abgeschiedenen Neckartal kurz vor dem Ausstand. Er informierte die breite Öffentlichkeit erstmals über die herausragende Bedeutung der weitläufigen Fabrikanlage und weckte in der Bevölkerung ein wachsendes Erhaltungsinteresse für die vielen noch intakten, aber bereits leer stehenden Fabrikhallen, die Laboratorien, Verwaltungsgebäude und das mächtige, inzwischen funktionslose Kraftwerk, das der Stuttgarter Architekt Paul Bonatz errichtet hatte.

1986 wechselte Bernhard Laule zur praktischen Denkmalpflege; als Gebietskonservator für die Kreise Tuttlingen und Rottweil war es für ihn selbstverständlich, alles zu unternehmen, um die große Industrieanlage zu erhalten und neuen Nutzungen zuzuführen. Nicht nur mit diesem Projekt war Bernhard Laule erfolgreich. Immer wieder erzielte er bemerkenswerte Ergebnisse als Resultat einer langen, intensiven und sachlichen Auseinandersetzung mit dem Denkmalbestand. Die konsequente Konservierung des historischen Bestands und die Sichtbarmachung der gewachsenen Schichten hat Bernhard Laule bei der Fassadenrestaurierung am Wasserschloss in Glatt durchgeführt. Es war für ihn keine alltägliche Aufgabe, denn es galt, zwei übereinanderliegende Farbfassungen zu erhalten, die beide von ungewöhnlicher Qualität sind. Und auch bei der Entenburg in Donaueschingen, die zu den seltenen Kostbarkeiten spätmittelalterlicher Architektur in Südwestdeutschland zählt, achtete Bernhard Laule sorgfältig darauf, dass die historische Substanz erhalten bleibt und die nutzungsbedingten Einbauten als Zutat unserer Zeit sich optisch und konstruktiv vom Bestand absetzen.

Bernhard Laule war ein guter Zuhörer und konnte, wenn erforderlich, auch Alternativen vorschlagen und bessere, beispielhafte Lösungen benennen. Sein konservatorisches Handeln verstand er als Dienstleistung am Bürger. Für Denkmaleigentümer, Bürgermeister und Denkmalschutzbehörden war er stets verlässlicher und hilfsbereiter Partner. Sein erfolgreiches Wirken war Anlass, dass Bernhard Laule im Jahre 2000 zum Referatsleiter der Bau-

und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg und 2001 zum Leiter der Außenstelle Freiburg des damaligen Landesdenkmalamtes bestellt wurde. In dieser Rolle begleitete er Kolleginnen und Kollegen gelegentlich vor Ort, prüfte das fachliche und methodische Wirken, unterstützte sie in schwierigen Einzelfällen und traf in kollegialer Weise grundsätzliche Entscheidungen. So konnte er die Durchsetzbarkeit denkmalpflegerischer Ziele vor Ort ausloten und sich damit den Bezug zur denkmalpflegerischen Praxis erhalten. Besonders schwierige Einzelfälle konnte Bernhard Laule auch zur Chefsache erklären, wie zum Beispiel in Kippenheim geschehen: Bei der Wiederherstellung der dortigen Synagoge 2003 konnte er eine minierte Restaurierung, die Konservierung der Geschichtsspuren oder überhaupt die Verhinderung einer kompletten Rekonstruktion des Innenraumes erwirken.

Als Bernhard Laule 2013 vorzeitig in den Ruhestand ging, wollte er noch Zeit haben, sich seiner Profession als Architekt zu widmen und gemeinsam mit seiner Tochter ein Architekturbüro aufzubauen. Ganz wesentlich für ihn war die große Stütze, die er bei allen seinen zahlreichen Unternehmungen stets in seiner Familie fand. Das war sein Fundament, auf dem er mit seiner so angenehmen, freundlichen und überzeugenden Persönlichkeit einer der ganz großen Werber für den Erhalt der Denkmale war.

Franz Meckes und Ulrike Plate

Nachruf Reinhard Boës

Am 4. März 2015 verstarb Reinhard Boës noch während der Freistellungsphase der von ihm gewählten Altersteilzeit. Seinen 65. Geburtstag am 31. Juli 2015 konnte er leider nicht mehr feiern. Viele Vorhaben, die er sich für seine arbeitsfreie Zeit vorgenommen und zum Teil begonnen hatte, konnte er nicht mehr umsetzen.

Reinhard Boës wurde 1950 in Berlin-Wilmersdorf geboren und legte 1969 in Lüneburg die Abiturprüfung ab. Ein Jurastudium schloss sich an, das ihn schließlich nach Tübingen führte. Hier kam er mit der Archäologie in Kontakt, und es folgte die Mitarbeit an zahlreichen Ausgrabungen der Urgeschichte der Universität Tübingen, bis er sich schließlich entschloss, die Archäologie zu seinem Beruf zu machen. Mit Unterstützung von Professor Müller-Beck konnte er eine Grabungstechnikerausbildung beim damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg nach dem Frankfurter Modell durchlaufen. 1979 legte er sowohl die schriftliche als auch die mündliche Prüfung am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz ab.



Geschult durch die vielen Höhlengrabungen, an denen Reinhard Boës im Lauf der Jahre teilgenommen hatte, und die damit verbundene akribische stratigrafische Arbeit, die auch in mittelalterlichen Befundzusammenhängen, zum Beispiel bei Stadtgrabungen, Voraussetzung ist, wurde er von Hartmut Schäfer 1979 als Grabungstechniker für das Referat für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit gewonnen.

Mannigfache Untersuchungen schlossen sich in den folgenden Jahren an: die Schlosskirche in Winnenden, die Oberhofenkirche bei Göppingen, Stadtgrabungen in Schwäbisch Gmünd und Kirchheim/Teck, eine Richtplatzgrabung bei Ellwangen, eine große Burgengrabung in Wolfsölden bei Affalterbach, Grabungen in den Klöstern Steinheim an der Murr und Gnadental bei Michelbach, Untersuchungen einer Salzsiederei im Kochertal, in einer Glashütte in Nassach und Wüstungsgrabungen in Herrenberg-Raistingen und Vöhringen bei Schwieberdingen. Diese Liste ließe sich noch um viele Objekte ergänzen.

Reinhard Boës' Tätigkeit zeichnete sich durch eine überaus genaue Beobachtungsgabe aus, die auch den letzten, sich schwach abzeichnenden Befund noch entdeckte (z. B. die Pfosten der frühesten Phase des Vöhinger Kirchles), das ständige Hinterfragen, ob die Stratigrafie auch der Wahrscheinlichkeit entsprechen könnte, und wenn nicht, welche Maßnahmen diese „Umkehrung“ veranlassen haben mögen. Schlamperei gab es in seinen Unterlagen nicht, beobachtete er diese bei anderen, machte es ihn schier krank. Die Dokumentationen seiner Grabungen sind akribisch ausgearbeitet, Lücken oder Ungenauigkeiten fehlen gänzlich. Anliegen war ihm auch die Archivierung von

Grabungsunterlagen, Fotos, Plänen etc. Er hat eigenständig im Referat eine elektronische Ablage eingeführt und fortgeschrieben, die ihresgleichen sucht.

Ein Gräuel waren ihm unstrukturiertes Arbeiten und Schnellschüsse. Für ihn war ein einmal gegebenes Wort unumstößlich, und das Arbeitsmaterial behandelte er wie sein eigenes. Sollte ein solches ausgeliehen und beschädigt zurückkommen, wie öfters passiert, war sein Zorn gewiss, ebenso, wenn dafür zugesagter Lagerplatz wieder entzogen wurde und ein erneuter Umzug unumgänglich wurde. Aber genau diese Eigenschaften machten ihn zu einem verlässlichen Partner, dem man blind vertrauen konnte, der aber auch fordern konnte, mit dem die Zusammenarbeit Spaß machte, was immer im Sinne der Sache war.

Auf seinen Grabungen hat er im Lauf der Jahre viele Mitarbeiter/innen beschäftigt, bei gegebenem Engagement gelehrt und gefördert – und vielen dieser ehemaligen Grabungshelfer begegnet man heute auf Tagungen und Kolloquien. Oft kommt dabei die „Lehrzeit“ bei Reinhard Boës zur Sprache, was man gelernt hat, aber auch wie angenehm der Umgang war und wie viel Freude und Spaß auf den Grabungen geherrscht hat. Das ist wohl Reinhard Boës' größtes Vermächtnis.

Mit großer Trauer und völlig unvorbereitet hat das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart von seinem Tod nach kurzer und schwerer Krankheit erfahren. Bis zuletzt hielt er Kontakt zur Mittelalterarchäologie und stand bei Not mit Rat und Tat zur Stelle.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Familie. Er wird nicht vergessen werden.

Susanne Arnold

Abbildungsnachweis

U1, U2ol RPS-LAD, Markus Steffen; S125 RPS-LAD, Felix Pilz; S126o, S129–131 RPS-LAD, Markus Steffen; S126u–128ol, S128u RPS-LAD, Bertram Jenisch; S128or Verein zur Erhaltung der Hochburg, Axel Brinkmann; S132–133ol, S137o RPS-LAD, Dörthe Jakobs; S133or, S135, S136u RPS-LAD, Helmut F. Reichwald; S134 Archivfoto Staatsgalerie Stuttgart; S136o Reproduktion aus Kurt Herberts, 1953; S137ul Wolfgang Mayer, Untere Denkmalschutzbehörde Stuttgart; S137ur Christiane Kritzer, Stuttgart; S138o, S138ul Roland Lenz, ABK Stuttgart; S138ur Kartierung RPS-LAD, Grafik Stefanie Reling, Stuttgart; S139, S140u, S141o, S142u, S143 S. King; S140o Aufmaß S. King, Kartierung B. Finsterbusch; S141u B. Finsterbusch / S. King; S142o B. Finsterbusch; S144o, S146–147, S149 Julia Feldtkeller; S144u RPS-LAD Baudokumentation; S145ol Stadtarchiv Pforzheim – Institut für Stadtgeschichte, Signatur: S1 1-6-14s, Foto: Vogt; S145or, S145u, S148 RPS-LAD Karlsruhe; S150o, S152o A. Haasis-Berner; S150u St. King;

S151 Aus: Rambach 1991; S152u C. Urbans; S153 G. Wesselkamp; S154o RPS-LAD; S154ml Badische Staatsbrauerei Rothaus A.G.; S154u Umweltministerium Baden-Württemberg, verändert; S155–157 RPS-LAD; S158 Bearbeitung: Elske Fischer, RPS-LAD; S159 Stadt Mühlacker, Heimatmuseum; S166, S167u–168 Michael Bögle, Freiburg; S167o RPS-LAD, Bertram Jenisch; S169o, S170–171o RPS-LAD, Michael Häscher; S169u RPS-LAD; S171u Kerstin Renz; S172o, S173u, S174 RPS-LAD, Michael Ruhland; S172m, S172u, S173o RPS-LAD, Sabine Kraume-Probst; S175 RPS-LAD, Michael Ruhland; S176 Swiridoff Verlag; S177o Thorbecke-Verlag; S177u transcript Verlag; S179o, S181u, S183–186 RPS-LAD; S179u Fachwerkstadt Eppingen; S180 RPS-LAD, Rainer Weiß; S181o RPS-LAD, Nora Ruland; S181m RPS-LAD, Bernd Hausner; S182o RPS-LAD, Feist; S182u Diana Wetzstein; S187 privat.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz



- ① *Emmendingen, terrestrische Laservermessung auf der Hochburg, S. 126ff.*
- ② *Stuttgart-Vaihingen, Oskar Schlemmers letztes Wandbild, S. 132ff.*
- ③ *Kaltbrunn, Kloster Wittichen, S. 139ff.*
- ④ *Pforzheim, Altstadtkirche St. Martin, S. 144ff.*
- ⑤ *Waldkirch, Reichskloster St. Margarethen, S. 150ff.*
- ⑥ *Nationalpark Schwarzwald, S. 154ff.*
- ⑦ *Metzingen, Schmiedetechnik Henning, S. 169ff.*
- ⑧ *Reutlingen, Freibad Markwasen, S. 172ff.*
- ⑨ *Wolfegg, Schulhaus, S. 175.*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Finanzen und
Wirtschaft Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 1 6591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.